

Technical and Bibliographic Notes / Notes techniques et bibliographiques

The Institute has attempted to obtain the best original copy available for filming. Features of this copy which may be bibliographically unique, which may alter any of the images in the reproduction, or which may significantly change the usual method of filming, are checked below.

L'Institut a microfilmé le meilleur exemplaire qu'il lui a été possible de se procurer. Les détails de cet exemplaire qui sont peut-être uniques du point de vue bibliographique, qui peuvent modifier une image reproduite, ou qui peuvent exiger une modification dans la méthode normale de filmage sont indiqués ci-dessous.

Coloured covers/  
Couverture de couleur

Covers damaged/  
Couverture endommagée

Covers restored and/or laminated/  
Couverture restaurée et/ou pelliculée

Cover title missing/  
Le titre de couverture manque

Coloured maps/  
Cartes géographiques en couleur

Coloured ink (i.e. other than blue or black)/  
Encre de couleur (i.e. autre que bleue ou noire)

Coloured plates and/or illustrations/  
Planches et/ou illustrations en couleur

Bound with other material/  
Relié avec d'autres documents

Tight binding may cause shadows or distortion along interior margin/  
La reliure serrée peut causer de l'ombre ou de la distorsion le long de la marge intérieure

Blank leaves added during restoration may appear within the text. Whenever possible, these have been omitted from filming/  
Il se peut que certaines pages blanches ajoutées lors d'une restauration apparaissent dans le texte, mais, lorsque cela était possible, ces pages n'ont pas été filmées.

Coloured pages/  
Pages de couleur

Pages damaged/  
Pages endommagées

Pages restored and/or laminated/  
Pages restaurées et/ou pelliculées

Pages discoloured, stained or foxed/  
Pages décolorées, tachetées ou piquées

Pages detached/  
Pages détachées

Showthrough/  
Transparence

Quality of print varies/  
Qualité inégale de l'impression

Continuous pagination/  
Pagination continue

Includes index(es)/  
Comprend un (des) index

Title on header taken from:  
Le titre de l'en-tête provient:

Title page of issue/  
Page de titre de la livraison

Caption of issue/  
Titre de départ de la livraison

Masthead/  
Générique (périodiques) de la livraison

Additional comments:  
Commentaires supplémentaires:

This item is filmed at the reduction ratio checked below/  
Ce document est filmé au taux de réduction indiqué ci-dessous.

10X	12X	14X	16X	18X	20X	22X	24X	26X	28X	30X	32X
<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>



St. Theresa.

# Rundschau



## Vom Berge Karmel.

2. Jahrgang.

November 1898.

Nummer 2.

### Allerseelen Zeit.



Bete für die Lieb dein  
In der geheimnisvollen Pein!  
O bete viel und bete gut,  
Erlös mit frommer Werke Sold  
Gefangene aus jener Glut,  
Die von den Schlacken härt das Gold!

Doch wenn du folgst d. v. heil'gen Brauch,  
So stelle dir die Frage auch:  
„Ist keine Seele dort, die mir  
Verdankt, daß Gott sie büßen ließ?  
Und kein Gefangener, den hier?  
Ich einstens grausam von mir stieß?“

Ja, schau' dich um in Fern und Nah:  
Die Armenseelenzeit ist da!  
Pflanz' Immortellen um das Kreuz,  
Darunter ein Geliebter ruht — —  
Doch glaube ich, Dein Herz gereut's,  
Warst du ihm nicht im Leben gut.

Dem Pilger drum im Thräneutha,  
Bereite gern ein Liebesmahl!  
G sei dem Irrenden ein Licht;  
Dem kranken Bruder Freund und Arzt;  
Vergiß der armen Seelen nicht,  
für die du selbst ein Reicher wardst.

Der Tag, an dem du lebst als Christ,  
Ein Fest für alle Seelen ist.  
Drum wo du geben kannst, da gib,  
Und übe bald Barmherzigkeit!  
Wohl ist Gebet den Seelen lieb: —  
Doch reicht auch dein Gebet so weit?

Wer weiß: jenseits des Grabesrands  
hilft ihm vielleicht kein Rosenkranz.  
Dem Lebenden ein lieb Gesicht  
Und eine hilfsbereite Hand: —  
Er litte in der Hölle nicht,  
Er weilte froh im Vaterland!

Zur rechten Zeit die Rettungsthat,  
Ein freundesblick, ein ernster Rath,  
Ein Liebesdienst, ein Trosteswort,  
Von dir gespendet, eh' er schied: —  
Er wäre nicht am Leidensort,  
Er fänge schon sein Sionslied!

Ansgar Albing.



## Leben und Wunder des Heiligen Karmeliten Albert von Sicilien.

Von Rev. Et. Riß, O. C. C.

(Fortsetzung.)

### 3. Kapitel.

#### Eintritt in den Orden und Noviziat.

Bei der Stadt Trapani lag das der Verkündigung Maria geweihte Kloster der Karmeliten. Nachdem Albert von den geliebten Eltern und der ganzen Dienerschaft, die ihn Alle unter Thränen umarmten, Abschied genommen hatte, lenkte er allein dorthin seine Schritte. Hier bat er mit glühender Inbrunst den P. Prior, um das Habit des Ordens. Jedoch in Hinsicht auf das jugendliche Alter des Postulanten, wollte der Obere ihn ohne die ausdrückliche Einwilligung des Vaters nicht aufnehmen. Mit lebendigen Farben schilderte er ihm die Schwierigkeiten und die Strenge des Klosterlebens; er sagte ihm wie kurz der Schlaf, wie lang das Gebet, wie karg die Nahrung, wie unschmackhaft der Trank sei; er entdeckte ihm die oftmalige Betrachtung, die Emsigkeit bei der Arbeit und vor Allem die beständige Verleugnung seiner selbst. Zu jeder vorgehaltenen Schwierigkeit gab Albert die weiseste Antwort, jedoch vermochte es der Obere nicht ihn im Kloster zu behalten. Deshalb die Augen in Thränen gebadet, sagte er beim Fortgehen: „Siehe Vater den ersten Beweis meines Gehorsams, da ich zum Vaterhaus zurückkehre, so du es haben willst.“

Das Herz voll Leid und Betrübniß kehrte Albert in das Haus seines Vaters zurück, wo er aber nicht nachließ, Gott zu bitten sein glühendes Verlangen, mit dem Kleide unserer lieben Frau vom Berge Karmel bekleidet zu werden, zu stillen. Endlich wurde sein standhaftes Gebet erhört. Nach mehreren Jahren erschien die Königin der Engel dem Benedikt im Schlafe und im Tone des Tabels sagte sie zu ihm: „Warum zögerst du, der Verpflichtung nachzukommen, die du auf dich genommen hast, als du mir das Gelübde machtest? Was

kannst du Sachen zurückhalten, die dir nicht gehören? Albert ist nur dem Fleische nach dein Sohn, aber durch dein Versprechen ist er ganz mein geworden. Sieh ihn mir also, sobald als möglich oder du wirst mit plötzlichem Tod bestraft werden.“ Bei diesen Worten erschrak Benedikt heftig und erzählte sogleich Alles seiner Gattin. Am folgenden Morgen rief er Albert zu sich, umarmte ihn tiefbewegt und sprach: „Siehe, mein geliebter Sohn! Wenn ich mich deinem Willen bisher widersetzte, so wünsche ich jetzt nur was du willst und ich bin deinem Beruf nicht mehr entgegen. Die heilige Jungfrau selbst hat mich an mein Gelübde erinnert. Laß uns also die Trennung vorbereiten und dann wollen wir mit-sammt zum Kloster der Karmeliter gehen, wo du Maria mit ihren bevorzugten Söhnen dienen kannst.“ Dann gingen die Eltern das Kind in der Mitte zur Kirche der Karmeliten, um es der reinsten Jungfrau feierlich aufzuopfern. Sie erzählten dem Oben und den übrigen Religiosen, wie Maria in der vorhergehenden Nacht erschienen sei und den Vater aufgefordert habe, sein Versprechen alsbald zu erfüllen. Mit der größten Freude wurde Albert aufgenommen, da man voraussah, welcher Ruhm durch ihn dem Orden erwachsen würde. Nachdem sie noch einmal unter Thränen Abschied genommen, ließen die Eltern ihren Albert vor Glück strahlend zurück, zwar traurig über ihren Verlust aber doch zufrieden, ihre Pflicht erfüllt zu haben.

Man kann sich die Freude des lieben Knaben denken, als er jetzt alle Schwierigkeiten überwunden sah und aus innerster Seele brachte er Maria seinen tiefgefühlten Dank dar. Großmüthig entsagte er allen Ehren und Reichthümern der Welt, damit sein liebeflammendes Herz nur für Gott schlagen möchte. Mit herzlichem Verlangen wünschte er den Tag herbei, wo er das Kleid der Mutter Gottes anziehen

folgte. Als dieser Tag herannahete, beichtete er unter Neuthoränen die etwaigen kleinen Sünden, die er begangen hatte, denn nie hatte Albert das Kleid der Taufunschuld befleckt.

Der Tag der feierlichen Einkleidung war gekommen; die ganze Verwandtschaft Alberts war gekommen, der Feier beizuwohnen. Die eindrucksvollen Ceremonien und die Engelsunschuld, die auf dem Antlitze des jungen Novizen leuchtete, entlockten den Umstehenden Thränen der Rührung. Nachdem die Feier, die im Jahre 1284 stattfand, vorüber war, theilte der fromme Bruder seine weltlichen Kleider unter die Armen aus, um den Rath des Heilandes zu befolgen, welcher sagt: „Willst du vollkommen sein, so verkaufe alles, was du hast und gieb es den Armen und du wirst einen Schatz im Himmel haben.“

Raum war Albert mit dem Gewande der Brüder unserer lieben Frau vom Karmel bekleidet, als er auch schon bedachte, daß es für den Ordensmann nicht genügt, eine gewöhnliche Tugend zu besitzen; er fing daher an in den Fußstapfen unseres Vaters des Propheten Elias zu wandeln, indem er dessen Eifer für die Ehre Gottes nachzuahmen trachtete. Genau und gewissenhaft befolgte er die Regeln seines Ordens; im Gebete war er eifrig und voll Andacht; er war streng in der Abtödtung seiner selbst, daß es manchmal seine Kräfte zu übersteigen schien; stets gehorfolgte er bereitwilligst und in allen seinen Handlungen war er demüthig und fromm. Es war darum leicht, schon jetzt am Anfange seiner klösterlichen Laufbahn, die zukünftige Heiligkeit voranzusagen, mit der er dereinst den Orden der Karmeliten zieren würde.

Ueberaus glücklich war Albert im Kloster und alles schien ihm daselbst angenehm und lieblich. Froh endlich dahin gekommen zu sein, die Armuth dem Reichthum, den Gehorsam der Herrschucht, die Stille der Zelle dem Geräusche der Welt vorziehen zu dürfen, fühlte er sich mit geheimnißvoller Macht von Gott angezogen, dem er sich dann auch ohne Rückhalt hingab. Je mehr der Mensch geistlichen Dingen nachgeht, desto mehr Geschmack findet er daran, verschieden von den Freuden dieser

Welt, die nur Ueberdruß hinterlassen, je mehr man sie kostet. So viel Albert auch an seiner Vervollkommnung arbeitete, immer meinte er, noch nicht genug zu thun. Er überflügelte bald alle Mitnovizen, aber in seiner tiefen Demüth hielt er sich für den geringsten und schlechtesten derselben und trachtete nur Tugend an Tugend und Vollkommenheit an Vollkommenheit zu reihen. War er im Chor psalmobierend, so sah er nicht was um ihn vorging, hell erklang seine Stimme zum Preise des Allerhöchsten, sein Antlitz leuchtete angezogen von der Nähe seines Gottes; so stellen wir uns die Cherubim vor wie sie am Throne des Dreieinigen ihr ewiges Heilig, Heilig, Heilig singen. Die täglichen auch die niedrigsten Arbeiten verrichtete er mit der größten Sorgfalt und Liebe; gegen jedermann bis zum letzten Laienbruder war er demüthig und liebenswürdig; aber besonders zu den leidenden Gliedern des Herrn, seinen kranken Brüdern, fühlte er sich hingezogen, er pflegte und bediente sie und suchte ihnen auf jede mögliche Weise zu helfen. Alle Ordensbrüder und die Weltleute, die ihn sahen, wurden erbaut und hingerissen von der Reinheit und Demüth dieses engelgleichen Jünglings. Vom Himmel herab sah Maria voll Freude auf das Kind ihrer Liebe. Aber auch der höllische Feind sah ihn und schäumte vor Wuth, daß dieser kleine Bruder nicht nur selbst mit Riesenschritten auf dem Wege der Vollkommenheit wandelte, sondern durch sein Beispiel sogar viele Weltleute vom Wege des Lasters ablenkte.

Dieser Widersacher des Menschengeschlechtes geht umher wie ein brüllender Löwe, suchend wen er verschlinge; insbesondere jedoch stellt er denen nach, die sich der Vollkommenheit befleißigen und trachtet sie von der Tugend herabzuzerren. So konnte dieser Fürst der Finsterniß auch in Albert dieses glänzende Licht der Heiligkeit nicht vertragen. Als der Heilige eines Tages in himmlischer Betrachtung vertieft war, sieht er plötzlich vor sich die üppige Gestalt eines jungen Mädchens, das unter Schluchzen und Weinen also zu ihm sprach: „Ist dieses, o Albert, der Dank für die Liebe, die ich allezeit zu dir getragen? Auf diese

Weise verachtest du den Glanz meiner Geburt, den Reichthum meines Hauses und die Schönheit meiner Jugend?“ Wenngleich Albert anfangs den Fallstrick nicht merkte so dachte er doch daß ihm solche Sachen auch nicht im Traume eingefallen und daß Gedanken, wie diese nie in seinen Sinn gekommen seien. Er hat also Gott und die allerfeligste Jungfrau ihn erkennen zu lassen, wer die Gestalt sei, die zu ihm sprach. Die Mutter Gottes offenbarte ihm, wer sich unter der Form eines jungen Mädchens verborgen hatte. Sofort machte Albert das heilige Kreuzzeichen und sprach: „Weiche fort von hier, du höllisches Ungeheuer, und gehe zurück in die ewigen Flammen der Hölle. Du willst mich betrügen und mich in den Abgrund der ewigen Verdammniß herunterreißen, aber in der Kraft meines Gottes befehle ich dir, von mir abzustehen und mich nicht anzurühren.“

Während Albert dieses sagte, verschwand der böse Geist wie Rauch und er ging aus der Versuchung hervor, mit festerem Vorsatz, Gott allein zu dienen; er dankte aus innigsten Herzen Gott und seiner heiligen Mutter, daß sie ihn aus dieser großen Gefahr befreit hatten, welche die Vorsehung erlaubte, um ihn in seinem klösterlichen Berufe zu befestigen und uns den Starkmuth zu zeigen, mit dem er den mächtigen Feind der Jugend überwand, der sich ihm unter der Gestalt verführerischer Schönheit dargestellt hatte.

#### 4. Kapitel.

### Gelübde Ablegung Alberts. — Seine Abtödtung und andere Tugenden.

Das Jahr, in dem Albert mehr als genug bewiesen hatte, daß er wirklich von Maria erkoren sei, ihrem Orden anzugehören, war abgelauten. Allen war er ein Beispiel der Demuth, Bescheidenheit, der Weltentsagung und der brüderlichen Liebe gewesen. Der Tag brach an, wo er sich selbst ganz verlassen, wo er seinem Willen, seinen Reichthümern, und den Lüsten der Erde Lebewohl sagen sollte, um sich noch enger dem Herrn und der allerfeligsten Jungfrau Maria anzuschließen. Fast

außer sich vor Freude, bat er den Obern ihn zu den Gelübden zuzulassen und es läßt sich denken, mit welcher Rührung und Freudigkeit diesem Verlangen des frommen Jünglings von seiten des Priors und der andern Religiösen nachgegeben worden ist. Auch kann man verstehen, daß die, welche bei dieser Feierlichkeit anwesend waren, kaum ihre Thränen verbergen konnten, da man weiß mit welcher rührenden Ceremonien die feierliche Ablegung der Gelübde verbunden ist und da das Antlitz eines Jünglings, wie Albert, die Reinheit seines Herzens wiederstrahlte.

Jetzt war die strenge Erfüllung der durch die Gelübde übernommenen Pflichten Alberts einzige Sorge. Er entsagte nicht nur ganz seinem Eigenwillen, sondern that nur das, was er in dem Befehle der Obern als den Willen Gottes erkannte. Daher gehorchte er auch willig und schnell, wenn ihm etwas Widerwärtiges befohlen wurde; er lief freudig dahin, wo der Obere ihn rief, ohne je nach dem Warum des Befehls zu fragen. Er sah im Gehorsam die Seele des klösterlichen Lebens, den Führer des Ordensmannes auf dem Wege zum Himmel. Er dachte, daß ein Religiöser, der es an dem gelobten Gehorsam fehlen läßt, sich nur durch sein Kleid von einem gefangenen Laien unterscheidet und deshalb gehorchte er nicht bloß willig, sondern that auch alles, um den Gehorsam in den Augen Gottes verdienstvoller zu machen.

Es ist nicht leicht zu sagen, mit welcher Strenge Albert die gelobte Armuth übte. Sein Reichthum war der Herr und außer ihm achtete er alles als Eitelkeit; sein höchster Wunsch war, Jesu Christo gleich zu werden und deswegen hatte er sich von allen irdischen Dingen losgesagt und sich Alles entzogen, was ihm überflüssig schien und nur mit der größesten Sparsamkeit gebrauchte er das Nöthigste zum Leben. Seine Zelle war die armseligste des ganzen Klosters; sein Kleid war oft geflickt und vom gröbsten Stoffe der zu finden war. Er rechnete es sich zu großer Ehre an, etwas durch die erhabene Tugend der Armuth dazu beitragen zu können, daß sein heiliger Orden geliebt und verehrt wurde, denn diese Tugend

ist eine so schöne Zierde für eine Ordensperson. Als sein Vater starb und er als der Erbe seines ganzen Reichthums da stand, wünschte er, daß alles an die Armen verschenkt werde und er wollte nicht das geringste für sich behalten. In Wahrheit konnte er sagen: „Siehe, o Herr! ich habe Alles verlassen, um dir zu folgen; sei du allein mein Erbtheil!“ War Albert bewundernswürdig in der Beobachtung der beiden Gelübde des Gehorsames und der Armuth, so war er nicht weniger bewundernswürdig in seiner Keuschheit. Sankt Paulus hat gesagt, daß die Leiber der Nachfolger Jesu Christi Tempel des heiligen Geistes sind, in welchen er mit der Fülle seiner Gnadengaben wohnt. Um so mehr war der Leib Alberts ein Tempel des Heiligen Geistes, denn er hatte ihn ja Gott feierlich geopfert durch das Gelübde der Keuschheit. Und deshalb gab er sich die größte Mühe, seine Seele immer reiner und schöner zu machen, damit der heilige Geist sich würdigen möchte, stets in ihm zu bleiben. Darum erlaubte er nie, daß sein Geist durch weltliche Zuneigungen befeuert werde; er hielt seine Einbildungskraft im Zaume, um sie nicht mit schändlichen Bildern zu beschmutzen und er erlaubte sich kein Vergnügen, worin auch nur der geringste Schatten einer Sünde war. Er wußte, daß er die Reinheit, diese englische Tugend, der so viele Feinde nachstellen, nur durch Abtödtung des Fleisches bewahren könne. Ueberzeugt von dieser Wahrheit, verdoppelte er seinen Eifer in der Züchtigung seines Leibes und, wenn er vor der Profess ein Engel im Fleische war, so wurde er nachher ein strenger Büßer.

Vom Tage seiner Profess an bis zum Ende seines Lebens, aß er nur Kräuter und ungewürztes Gemüse und, außer wenn er (gezwungen war) durch den Gehorsam oder zu große Schwäche, fastete er oft wochenlang bei Wasser und Brot. Freitags mischte er Wehrmuth mit der Speise, zu Ehren des mit bitterer Galle gemischten Tranke, der dem leidenden Heilande in seinem Durste gereicht wurde. Niemals trank er Wein und den Durst stillte er mit kaltem Wasser. Tag und Nacht betrachtete er das bittere Leiden unseres Herrn Jesu Christi

und so konnte es ihm nur genügen zu leiden, um seinem geliebten Heiland ähnlich zu werden. So, um seinem an der Säule gebundenen und von Geißelstreichen zerrissenen Jesu gleichförmig zu werden, ungürtete er seinen Leib mit eiserner Kette und geißelte sich jede Nacht mit derselben so, daß der Boden und die Wände seiner Zelle mit Blut bespritzt wurden. Außer dem Bußgürtel trug er beständig auf bloßem Leibe ein härenes Bußhemd. War er durch seine Fasten, das Bußkleid und die Geißelungen zum Tode ermüdet, so legte er sich zu kurzem Schlafe auf ein mit Holzstückchen gefülltes Lager nieder. Wir sehen, daß die arme Zelle Alberts einer Grotte der Einsiedler in der Wüste nicht unähnlich war; die Einsamkeit seiner Zelle war der Mittelpunkt, woraus seine Heiligkeit in die Welt hinausleuchtete; hier, sicher vor jeder Beobachtung, sagte er sich immer mehr von der Welt los; hier wurde sein Herz stets zu neuer Liebe Gottes entflammt; hier schaute er himmlische Dinge in andachtsvoller Betrachtung. Alles Weltliche war ihm ein Greuel und sein ganzes Streben war nur darauf gerichtet, Gott immer mehr zu gefallen.

„Müßiggang ist aller Laster Anfang.“— Dieses Sprichwort war in seiner ganzen Wahrheit von Albert erkannt worden, da es ja auch mit unserer Regel übereinstimmt, die jedem Religiosen vorschreibt, stets mit irgend einer Arbeit beschäftigt zu sein, damit der Satan sich nicht unseres Müßiggangs gleichsam als einer Pforte bedienen könne, um Eingang in unsere Seelen zu finden. Darum verordnete Albert zu jeder Zeit irgend ein Werk, um Gottes Ehre zu mehren. Die drei ersten Stunden der Nacht war er in die Betrachtung göttlicher Dinge versenkt; dann ruhte er zu kurzem Schlaf auf hartem Lager; darauf erhob er sich und bereitete sich durch grausame Selbstzüchtigung zum Absingen des göttlichen Officiums im Chore vor, welches er immer mit größter Aufmerksamkeit und Andacht verrichtete, worauf er sein Gebet bis zum Morgen fortsetzte. Beim Aufgang der Sonne las er die hl. Messe und darauf unterhielt er sich in süßen Gesprächen mit seinem unter Brotsgestalt gegenwärtigen Gott. Die Zeit, die ihm



von den gemeinschaftlichen Uebungen erübrigte, verbrachte er in Gebet und Handarbeit, die seine liebste Erholung bildete. In dieser Weise beschäftigt, um sich mit Schätzen für das ewige Leben zu bereichern, fand er dennoch Zeit, sich die Wissenschaften anzueignen, um das Heil des Nächsten zu fördern. Wenn man die kurze Zeit die er darauf verwandte, in Betracht zieht, so ist es wunderbar zu nennen, welche große Fortschritte Albert in den Wissenschaften machte. Er zeichnete sich vor allen Andern nicht bloß durch seine Tugend, sondern auch durch seine Gelehrsamkeit aus.

Er beweinte das traurige Loos der Juden und aller Derer, die sich außerhalb der wahren Kirche befinden, besonders aber betrübt ihn der schlechte Lebenswandel so mancher Katholiken. Deshalb widmete er sich mit apostolischem Eifer der Verkündigung des Wortes Gottes, um diese Unglücklichen, welche den Weg des Verderbens wandelten, auf den Pfad der Tugend zurückzuführen. Der Ruf seiner Beredsamkeit war so groß, daß Schaaren von Juden und Heiden herbeieilten, um ihn zu hören und sein Wort, unterstützt von der

Gnade Gottes, brachte Unzählige in den Schooß der katholischen Kirche. Eine Menge Sünder wurden durch die liebevolle Güte seiner Worte angezogen und bekehrten sich von ihren schlechten Wegen. Solche Erfolge waren dem Heiligen übergroße Belohnung für seine Mühen und Arbeiten und sie gaben ihm neuen Antrieb standhaft den Weinberg des Herrn zu bearbeiten.

Albert wurde zwar nicht Doctor der Theologie aber dennoch war er ein Lehrer und Meister für Tausende, die er durch Wort und Beispiel den Weg des Heiles lehrte. Wie Possevin und Peter Lucio berichten, schrieb er auch eine salbungsvolle Auslegung der hl. Regel unseres Ordens und P. Johann Maria Polucci berichtet, daß der Heilige folgende fünf Bücher schrieb; Von der Furcht Gottes; von der Verachtung der Welt; von den Fallstricken des Teufels; und eine Abhandlung über die Homilien. Hieraus sehen wir, daß er Tag und Nacht arbeitete für die Ehre Gottes und Mariä, den Ruhm seines Ordens und das Heil seiner Mitmenschen.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Woher und wozu der Rosenkranz.

---

Als der Erzengel Gabriel von Gott zu der seligsten Jungfrau gesandt wurde, um ihr das Geheimniß von der Menschwerdung des göttlichen Sohnes zu verkünden, grüßte er sie mit den Worten: „Gegrüßet seist Du Maria, Du bist voll der Gnade, der Herr ist mit Dir, Du bist gebenedeit unter den Weibern!“ Diese Worte, die glücklichsten, die je eine Kreatur vernommen, wurden seitdem von Geschlecht zu Geschlecht im Herzen und Munde der Christen wiedervolt und aus der Tiefe dieses Thales der Thränen rufen sie unaufhörlich zur Mutter ihres Erlösers empor: „Gegrüßet seist Du Maria!“ Ein Fürst der himmlischen Chöre war von Gott selbst an die demüthige Tochter vom Stamme David abgeordnet, um ihr diesen glorreichen Gruß zu überbringen, und jetzt, wo sie hoch über den

Engeln und allen himmlischen Chören thronet, sendet das Geschlecht der Menschen, welchem sie als Tochter und Schwester angehört, von der niederen Erde ihr den englischen Gruß fortwährend zu: „Gegrüßet seist Du Maria!“ Als sie ihn zum ersten Male aus dem Munde Gabriels vernahm, stieg alsbald das ewige Wort zu ihr herab und ward ihr Sohn, und jetzt, so oft ein menschlicher Mund diese Worte wiederholt, die ihre Gottesmutterchaft ankündigten, bewegt sich ihr Herz in der Erinnerung eines Augenblickes, der nichts Aehnliches im Himmel und auf Erden hat, und die ganze Ewigkeit wird von dem Glück durchdrungen, welches die seligste Himmelkönigin empfindet.

Obgleich aber die Christen immer gewohnt waren, ihr Herz in solcher Weise zu Maria zu erheben, so war doch, mit dem uralten Gebraue-

de dieses Grußes weder eine bestimmte Regel noch Feierlichkeit verbunden. Die Gläubigen versammelten sich nicht eigens dazu, um den Gruß ihrer vielgeliebten Beschützerin wiederholt darzubringen, sondern Jeder folge dabei einzeln dem besondern Antriebe seiner Liebe.

Dominicus aber — so schreibt der berühmte Dominicaner Vater Lourdaire in seinem Leben des hl. Dominicus — „Dominicus, der die Macht der Vereinigung im Gebete wohl kannte, hielt es für nützlich, sie auf den englischen Gruß anzuwenden und, von Gott erleuchtet, begriff er, daß dieser gemeinsame Ruf eines ganzen versammelten Volkes mit großer Kraft zum Himmel aufsteigen werde. Die Kürze der englischen Worte selbst erforderten es, daß sie in einer gewissen Zahl wiederholt würden, jenen einfachen, begeisterten Zurufen gleich, womit dankbare Völker ihren geliebten Fürsten begrüßen. Die Wiederholung aber konnte leicht Zerstreuung des Geistes verursachen. Dominicus beugte (durch Eingebung Gottes und auf Anleitung der Himmelskönigin) dadurch vor, daß er die Grüße in mehrere Absätze vertheilte und mit jedem derselben den Gedanken an eines der Geheimnisse unserer Erlösung verband, worin wir nacheinander Gegenstände der Freude, der Trauer und des Triumphes der aller-seligsten Jungfrau erkennen. Auf diese Weise vereinigt sich die innere Betrachtung mit dem öffentlichen Gebete; und indem das Volk seine Mutter und Königin begrüßt, folgt es ihr im Herzen überall bei den hauptsächlichsten Ereignissen ihres Lebens nach. Und um den dauernden

den Bestand und die Feierlichkeit dieser Gebetsweise noch mehr zu sichern, bildete Dominicus eine besondere Bruderschaft.

„Der durch göttliche Eingebung gefasste fromme Gedanke des Heiligen wurde mit dem größten Erfolge, mit einem wahrhaft volksthümlichen gesegnet. Das äubige Volk hat sich demselben von Jahrhundert zu Jahrhundert mit unglaublicher Treue hingegeben. Die Bruderschaften haben sich ins Unendliche vermehrt und es lebt kaum ein katholischer Christ auf der Welt, der in seinem kleinen Rosenkranze nicht ein Bruchstück jenes durch alle Welt sich fortziehenden gewaltigen allgemeinen Rosenkranzes besäße. Wer hat nicht am Abend in den einfachen Dorfkirchen die tiefen Stimmen der Bauern in zwei Chören den englischen Gruß beten gehört? Wer ist nicht den Prozessionen von Wallfahrern begegnet, die in ihren Fingern die Perlen des Rosenkranzes bergend, sich den langen Weg durch die abwechselnde Wiederholung des Namens Maria versüßen? Immer wenn eine Sache zum dauernden Bestande, zur Allgemeinheit drängt, birgt sie in sich eine geheimnißvolle Harmonie mit den Bedürfnissen und Geschicken des Menschen. Darum mag der blöde, ungläubige Bernunftsmensch lächeln, wenn eine Reihe von Menschen an ihm vorüber ziehen, die immer ein und dasselbe Wort aussprechen; wem ein helleres Licht aufgegangen ist, der begreift, daß die Liebe nur ein Wort hat, daß es keine Wiederholung ist, wenn sie es immer ausspricht.“

Der griechische Kaiser Andronikus II. trug gewöhnlich ein Marienbild am Halse. Es war von Gold und so klein, daß er es in den Mund nahm, als er vom Tode überrascht ward, weil er keine andere Wegzehrung erhalten konnte. In herrlicher Weise sinnbildet uns diese Geschichte den Gruß, womit wir heute Maria voll Andacht und Liebe begrüßen: Maria, meine Speise!

Maria ist eine Mutter der Barmherzigkeit nach göttlicher Bestimmung und nach ihrem

eigenen Willen. Um barmherzig zu sein, bedarf es aber ein Elend. Gibt es aber eine Lage, die trauriger wäre, und ein Weh, das bitterer schmerze, als die Krankheit? Eines der größten Güter des menschlichen Lebens ist die Gesundheit und den Verlust derselben vermögen weder ein Königsthron noch Indiens Schätze zu ersetzen. Deshalb zieht es das erbarmungsreiche Herz der Muttergottes wie ein Magnet an die Kranken und es gibt keinen Leidenden, der sich an sie in seinen Schmerzen wendet, ohne Linderung und Heilung zu empfangen.

## Maria, das Muster aller Tugenden.

Von Gb. Hefner, Cincinnati.



ie vollkommenste Eigenschaft der Verehrung der jungfräulichen Mutter besteht in der eifrigen Nachahmung ihrer Tugenden. Wenn begreiflich keiner in ihrem Dienste höher steigen kann, noch auch in der Ehrenerweisung gegen sie größeres Wohlgefallen ihr verursachen kann, als wenn er ihr so viel als möglich ähnlich wird und durch seinen Wandel sich als ihr wahres Kind erweist, so folgt daraus, daß wir ihre Tugenden nachahmen und in ihre Fußstapfen treten müssen, wenn wir den Gipfel der Vollkommenheit in ihrer Verehrung erreichen wollen. Der hl. Augustinus lehrt: Die höchste Verehrung besteht darin, daß man das nachahmt, was man verehrt; und der hl. Sophronius ruft aus: „Geliebteste, liebet Maria die ihr verehrt und verehret sie, da ihr sie liebet; alsdann aber werdet ihr sie wahrhaft verehren und lieben, wenn ihr sie von ganzem Herzen nachahmt.“ Nicht umsonst nennt die Kirche Maria Speculum justitiæ, Spiegel der Gerechtigkeit Dessen, der das Licht der Welt ist. In ihrem tugendhaften Wandel, nehmen wir jene Unschuld wahr, die durch keine Sünde je entweiht wurde, jene holde Demuth, welche Gottes Gnadenfülle auf sie herabzog, jene Vorliebe für die jungfräuliche Reinigkeit, wodurch sie vorzüglich dem himmlischen Bräutigam wohlgefiel, jene glühende Gottes- und Nächstenliebe, wovon ihr Herz erfüllt war. Durch die Betrachtung dieser schönen Tugenden und das unablässige Streben, in derselben unserer geliebten Mutter ähnlich zu werden, können wir am wirksamsten ihre hohe Gunst und ihre zärtliche Mutterliebe erwerben, und uns auch allein wahrhaftig würdig machen unter die Zahl ihrer echten Verehrer gezählt zu werden. Ein Pflegekind Mariens verabscheut die Sünde über Alles: Denn Maria ist ohne Sünde empfangen! Es lebt still eingezogen in dem Stande, in welchem

es Gott haben will; denn Maria führte ein in Gott verborgenes Leben! Es heiligt die Arbeit seiner Hände durch das Andenken an Gottes Gegenwart; denn Maria blieb ununterbrochen in dieser frommen Übung! Es ist höchst besorgt über die Reinheit seines Herzens und flieht die Gesellschaft der Bösen; denn Maria war die jungfräuliche Reinigkeit selber und ist in diesem Punkte sehr streng. Ein wahres Pflegekind der jungfräulichen Mutter, wird also nicht ruhen bis es das dreifache Kleinod Mariens erworben hat: die Demuth, als den Grund aller Tugenden, die Übung des Gebetes als die Erhalterin aller Tugenden, den Gehorsam als die sicherste Richtschnur aller Tugenden; und dieses himmlische Kleinod wird es dann noch schmücken mit der Krone der Liebe Gottes, die das Band der Vollkommenheit ist. Der heilige Bonaventura ruft daher jeder heilsbegierigen Seele zu: Vefleißige dich als ein gutes und ergebenes Kind, so viel es dir möglich ist, die Mutter Gottes in allen Dingen nachzuahmen! Alsdann erzeigst du dich auf die vollkommenste Weise gegen sie als gegen deine Mutter; alsdann wird auch sie dir als ihrem Sohne beistehen, und dir Alles gewähren was du geziemend von ihr verlangen wirst, in allen Nöthen deines Heiles dir die beste Hilfe leisten, und dich endlich in die himmlische Herrlichkeit glücklich zu sich aufnehmen. (In Hym. div. omor. C. 7.)

Wir haben schließlich noch in Erwägung zu ziehen, wie die Marienverehrung seit den ersten Zeiten des Christenthums bestanden hat, und sich durch alle Jahrhunderte lebenskräftig hindurchzieht. Durch alle Weltgegenden wo die Botschaft des Heils hingetragen wurde, von Geschlecht zu Geschlecht ertönte das Lob der allerseligsten Jungfrau, der erhabenen Mutter Gottes und glorreichen Himmelskönigin, die im prophetischen Geiste vorhergesagt hatte: „Siehe von nun an werden mich felig preisen alle Geschlechter.“ (Luc. 1. 48.) Getreu

rief ein Jahrhundert dem andern Mariens Herrlichkeiten entgegen. Dieses bezeugte die ununterbrochene Reihenfolge ehrwürdiger Denkmäler der allzeit zarten und lebendigen Marien-Verehrung. In dieser Hinsicht können wir gleichsam die schönsten Blumen in der größten Menge, aus einem immer blühenden und frischduftenden Garten zu einem lieblichen Gewinde auffammeln. „Seitdem die Fackel des katholischen Glaubens die Welt erleuchtet“, bezeugt im vierten Jahrhundert der Kirchengeschichtschreiber Eusebius, „verehrten alle Völker, welche an Jesum Christum glaubten die heiligste Mutter desselben: Juden, Griechen, Barbaren, Große und Kleine, Reiche und Arme, Könige und Nationen, Menschen und Engel. Sie ist die Zierde des himmlischen Jerusalems, die Freude und Wonne des gläubigen Volkes, die Ehre und Krone des menschlichen Geschlechtes.“ Nach den ältesten Neherdnungen wurde darin Maria gepriesen als „die heiligste, unbefleckte, herrlichste Gebieterin, Gottesgebärrerin und Jungfrau.“ Sobald die Kirche nach der Zeit der blutigen Verfolgungen den Frieden erhielt, wurden verschiedene öffentliche Tempel auf den Namen Mariens eingeweiht. Alle Urkunden erwähnen aber bereits im zweiten Jahrhundert verschiedene Gotteshäuser, worin Maria verehrt und angerufen wurde, wundersam hallet ihr heiliges Lob aus dieser Zeit zu uns herüber. Die sprechendsten Belege für das hohe Alterthum der Marienverehrung liefern uns ferner die Schriften der hl. Väter, welche die herrlichsten Lobpreisungen auf diese hochgebenedeite Mutter des Herrn enthalten. Im zweiten Jahrhundert schreibt der heilige Bischof und Märtyrer Irenäus: „Gleichwie das ganze Menschengeschlecht durch eine Jungfrau dem Tode unterworfen ward, also ward es auch durch eine Jungfrau vom Tode errettet; da ihr Gehorsam den Ungehorsam der Ersteren aufwog, und gleichwie die Sünde des ersten Menschen durch die Leiden des Sohnes Gottes getilgt ward, also erhielt die Einfalt der Taube über die Arglist der Schlange den Sieg, auf daß wir von den Vanden erlöst würden, die uns gefesselt hielten. (Adv. haeres 1. 5, Cap. 9.)

Im dritten Jahrhundert rief der heilige Gregorius aus: „Mit welchen Worten werden wir die hohe Würde Mariens beschreiben! Mit welchem Lobe ihre unvergleichliche Schönheit preisen! Welche Gesänge wreden wir Derjenigen anstimmen, die vom hl. Geiste selbst erhöht wird! Sie prangt im Hause des Herrn gleich einem milden Delbaume, fruchtbar durch die Ueberschattung der Gnade des hl. Geistes. Sie ist jener blühende Lustgarten der Unsterblichkeit, in welchem der Baum des Lebens gepflanzt ward, dessen Früchte uns vor dem Tode bewahren. Sie ist die Zierde, die Ehre der Jungfrauen, die Freude und der Trost der Mütter, die erste Säule der Gläubigen, das vollendete Bild der Heiligkeit. Bei ihr wohnt Tugend und Weisheit, sie ist der lebendige Quell dem die Wasser des ewigen Lebens enströmen; und Gnade werden Alle finden, welche die heilige Jungfrau mit wahrer Andacht verehren und deren himmlische Reinigkeit und Heiligkeit lieben. In den Katakomben zu Rom, wo die Christen während der blutigen Verfolgungen den Gottesdienst abhielten, hat man noch in neuerer Zeit über dem Hochaltare einer solchen unterirdischen Kapelle ein ziemlich großes gemaltes Muttergottes Bild mit dem Kindlein Jesu gefunden. Die Mutter Gottes erhebt beide Arme betend empor. Es ist ein Freskogemälde aus dem zweiten Jahrhundert und noch wohl erhalten. Man mühte, wenn beim Fackelscheine das Bild so aus dem diesen Alterthume hervorleuchtet, weinend auf die Knie niederzinken! Man hat auch ein Muttergottes Bild von ungefähr demselben Alter entdeckt, auf welchem die heiligen Apostel Petrus und Paulus die Arme Mariens unterstützen, als hinge von ihrem Gebete der Sieg der streitenden Kirche ab, wie vom Gebete Moses der Sieg des jüdischen Volkes. Im Jahre 224 weihte zu Rom Papp Kalixtus eine Kapelle zu Ehren Mariens im bevölkertsten Theile der Stadt unter dem Namen „Zu Unserer Frau jenseits der Tiber“ ein.

Wie allgemein und tief die Marienverehrung in den Herzen der Christen von jeher gewurzelt hatte und wie wenig sie von der Anbetung Jesu getrenn sein konnte, zeigt ferner die Ge-

schichte des vierten Jahrhunderts; denn kaum wurde damals die Ehre der heiligsten Jungfrau durch Irrlehrer angegriffen, als sogleich Hirten und Gemeinden mit feurigem Eifer zu deren Vertheidigung auftraten. Wie mächtig ertönt in diesem Zeitraume die Stimmen eines Athanasius, Ephräim, Basilus, Gregorius von Nazianz, Epiphanius, Ambrosius, Chrysostomus, Hieronimus, Augustinus und anderer erleuchteter Väter der heiligen Kirche zu ihrer Vertheidigung und Verherrlichung. „D erhöre unser Gebet du heilige Gottesgebärerin“, ruft der heilige Patriarch Athanasius aus; den der heilige Gregorius von Nazianz, das Auge der Welt, den Fürsten, den Bischof und die feste Stütze der katholischen Kirche nennt, „sei gnädig unseren Bitten, und vergiß deines Volkes nicht o überselige Tochter Davids! Denn sieh wir begrüßen dich als unsere Mutter, als unsere Frau und unsere Fürstin, da Jener aus dir geboren ward, Den wir als unsern Herrn und Gott anbeten. Ein Engel stimmte dir den ersten Lobgesang an, und von diesem Himmelsfürsten lernten wir Bewohner der Erde dich loben und verherrlichen!“ Mit kühnem Eifer schrieb der heilige Ambrosius an den Papst Siricius über die Lasterer Mariens: Mit wie großem Wahnsinn erschrecken sich diese Clenden, gleich Hunden zu bellen, der Sohn Gottes habe von keiner Jungfrau können geboren werden? . . . Wer der Lehre der Bischöfe nicht glauben will, der glaube dem Ausspruche Jesu Christi, der Erinnerung des Engels, daß bei Gott nichts unmöglich sei, dem Bekenntnisse der Apostel, welches die römische Kirche bis auf unsere Zeiten unverfehrt aufbewahrt hat! . . . Eine Jungfrau hat empfangen, eine Jungfrau hat einen Sohn geboren; denn es steht geschrieben: „„Siehe die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären!““ (Isaias 7, 14.) Wodurch der Prophet anzeigt, daß sie in der Empfängniß und in der Geburt Jungfrau bleiben würde. Sie ist die Pforte des Heiligthums, die immer verschlossene Pforte des Orients, durch welche nach den Worten des Propheten der Gott Israels allein hindurchgeht. . . . Noch glanzvoller zeigt sich die Marienverehrung; im fünften Jahrhunderte

denn als der Irrlehrer Nestorius zu Konstantinopel es wagte, die Unversehrtheit der hochgebenedeiten Jungfrau anzugreifen, und zu behaupten sie dürfe nicht Mutter Gottes genannt werden, so fand sich der Glaubenssinn und die Andacht der Christen tief verletzt und man erhob sich allgemein gegen diese lästerliche Neuerung. Einer der eifrigsten Vertheidiger der Wahrheit war der heilige Cyrillus Patriarch von Alexandrien, durch dessen Bemühungen, sowie auf die Anordnung des Papstes Coelestinus im Jahre 431 eine Kirchenversammlung nach Ephesus berufen wurde, wo über zweihundert Bischöfe erschienen. Die Versammlung ward in einer Kirche die zu Ehren der glorreichen, jungfräulichen Mutter des Herrn eingeweiht worden, eröffnet. Die Väter eiferten für die herkömmliche Lehre der Kirche, nannten Maria die wahre Mutter Gottes und sprachen über den Irrlehrer den Bann aus. Die Sitzung dauerte vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Das Volk hatte sich schon vor Anbruch des Tages vor den Thüren der Kirche in großer Masse versammelt, und mit seltener Geduld den ganzen Tag über des entscheidenden Ausspruches geharret. Als dieser endlich kund ward brach, es in lautem Jubel aus und ließ allenthalben den Freudenruf erschallen: „Der Feind der glorreichen Jungfrau ist überwunden! Hoch lebe die herrliche und immer siegreiche Mutter Gottes!“ Gleich Engeln vom Himmel gesandt wurden die Väter von der frohlockenden Menge begrüßt. Mit flammenden Fackeln, in unabsehbaren Reihen geordnet, begleitete man sie nach ihren Wohnungen. Die vornehmsten Einwohner führten den Zug; Frauen und Jungfrauen trugen den Bischöfen goldene und silberne Gefäße vor, in denen die köstlichsten Räucherwerke des Morgenlandes brannten. Die Stadt war beleuchtet; alle Straßen widerhallten vom Lobe Gottes und dem Preise Mariens, sowie von den Segenswünschen für die Vertheidiger des Glaubens und der wahren Marienverehrung. Dadurch verstummten diese Ketzereien und die Kirche hob dankbar ihre Hände zum Himmel empor, weil die Ehre der Gottesgebärerin so feierlich gerettet war. Nach diesem ewig denk-

würdigen Aussprache des Kirchenrathes, hielt der genannte heilige Cyrillus, welcher im Namen des römischen Stuhles den Vorsitz führte, eine von Ehrfurcht und Liebe zu Maria flammende Rede an die versammelten Väter, welche uns einen klaren Begriff von der großen Marienverehrung gibt und also anhub: Ich lese auf eurer Stirne die Freude, womit ihr aus zartester Andacht gegen die heiligste Jungfrau und Mutter Gottes Maria in dieser heiligen Tempelhalle euch versammelt. War ich auch über das Vergangene tief bestürzt, so erheitert nun der Anblick so vieler Väter meine Traurigkeit. In dieser Stunde gehen die lieblichen Worte des königlichen Propheten bei uns in Erfüllung: „Wie gut ist es, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen!“ Lob, Ehre und Preis sei Dir o allerheiligste Dreieinigkeit, die Du in dieser Kirche der heiligsten Jungfrau uns versammelt hast! — „Und du, o Maria Mutter Gottes, sei immerdar gebenedeit, denn du bist das unschätzbare Kleinod der Welt, die geheiligte Fackel, die zu keiner Zeit erlischt, du die Krone der Jungfräulichkeit, der anmuthige Wohnsitz Desjenigen, der von keinem Raum begrenzt wird, Mutter und Jungfrau zugleich! Du umschloßest in deinem jungfräulichen Schooße den Unermesslichen und Unerfaßlichen! Durch dich wird die allerheiligste Dreifaltigkeit angebetet und verherrlicht, durch dich wird der Himmel mit Ergötzlichkeiten, durch dich werden die Engel und Erzengel mit Freude erfüllt, die bösen Geister zerstreut, unser Fall aufgerichtet und die Pforte des Himmels den Menschen eröffnet . . .“

Wie der heilige Cyrillus, so sprachen in der nämlichen Zeit die heiligen Bischöfe Proklus, Petrus, Chryzologus, Eucherius und Basilius von Seleucia das Lob der heiligsten Jungfrau in den lieblichsten Worten aus. Doch nicht bloß Worte, sondern auch öffentliche Festlichkeiten verherrlichten Maria; denn viele ihrer Festtage z. B. das Fest ihrer Geburt, ihrer Opferung im Tempel, ihrer Verkündigung, Reinigung und Himmelfahrt verlieren sich in das höchste Alterthum der Kirche. Von der heiligen Pulcheria, Gemahlin des römischen Kaisers Marcian, welche im Jahre 453 starb,

wird insbesondere gerühmt, daß sie eine sehr innige Liebe und tiefe Verehrung Mariens gezeigt habe. Auf den Namen dieser Hochgebenedeiten ließ sie zwei neuerbauete Kirchen einweihen, sie stiftete auf gewisse Tage in diesen Kirchen eigene Andachtsübungen zur Verehrung der Mutter Gottes, bei denen die heilige Kaiserin niemals fehlte, von einer einzigen Dienerin begleitet, in gemeinem Gewande, in einen langen Schleier gehüllt, und mit einer kleinen Lampe in der Hand kam sie sogar des Nachts zum Gebete, ohne auf die Strenge der Jahreszeit oder die Ungunst der Witterung Rücksicht zu nehmen. Je weiter wir in der Geschichte in unserer heiligen Religion vorrücken, desto stärker wird die Wolke der Zeugen die da aufstehen, um das Lob der Himmelskönigin zu verkündigen, und die stete große Andacht und Liebe aller Geschlechter gegen dieselbe an den Tag zu legen. Der heilige Bischof Jolgentius, der Chrystippus, der heilige Erzbischof Andreas von Jerusalem u. A. begrüßten im sechsten Jahrhundert die jungfräuliche Mutter des Herrn in hochsinnigen Worten. Auch das siebente wetteiferte im Lobe Mariens. Ueberaus schön spricht u. A. der heilige Papst Gregorius in der Erklärung des ersten Buches der Könige von ihrer Erhabenheit; ebenso der Bischof Sergius und der heilige Geshchius. In einer vortrefflichen Abhandlung über die Jungfrauschaft der heiligen Gottesgebärerin verfocht sie der heilige Ildefras, Erzbischof von Toledo, gegen den Ketzer Helvedius. Aus dem achten Jahrhundert trat in herrlichen Feierklängen das Lob der hochgebenedeiten Jungfrau zu unseren Zeiten herüber, und viel Schönes könnten wir darüber aus den Akten der Kirchenversammlung zu Nissa, aus den Schriften des heiligen Johannes Damascenus, aus den anmuthigen Reden des heiligen Patriarchen Germanus anführen. Trotz aller Verfolgung der Bilderstürmer blühte damals die Marienverehrung. Festliche Lobgesänge tönten während des neunten Jahrhunderts zu Ehren der unbesleckten Empfängniß Mariens, in verschiedenen einzelnen Kirchen und es schrieb hierüber zur Zeit Karls des Großen der ehrwürdige Albertus, Abt zu Korvey. Nicht bloß heilige Bischöfe und Kirchenlehrer, sondern auch fromme Laien erschöpften sich in Mariens Lobe.

## Das Gebet eines kranken KommunionkindeS.

**E**s war Weißer Sonntag. Freundlich strahlte die Sonne hernieder, als wolle auch sie die liebe fromme Jugend begrüßen, die sich heute in der Frühe zum ersten Male am Altare zusammengefunden hatte, um dem Heilande im Sakramente aufs innigste vereinigt zu werden, und die sich jetzt untereinander beglückwünschte.

Doch bald lenkte ein rührendes und ergeißendes Schauspiel die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Der ehrwürdige Priester kam in Begleitung eines Dieners aus der Kirche, er trug das hochheilige Sakrament, die Wegzehrung der Kranken. Ihm schlossen sich in zwei Reihen zwölf weißgekleidete Mädchen an. Kein Zweifel mehr, eines der Kommunionkinde lag erkrankt, aber darum sollte ihm das Glück und die Freude, die der Weiße Sonntag zu bringen pflegte, nicht vorenthalten werden. Draußen, weiter hinaus aus der Stadt stand ein einfaches Häuslein, dorthin ging der andächtige Zug.

Es war dies das Besizthum der Frau Steltner die mit ihren drei Söhnen und ihrer jüngsten Tochter Pauline daselbe bewohnte. Die Familie hatte trübe Zeiten gesehen. Vor Jahren war der Vater in schlechte Gesellschaften gerathen, die hatten ihn recht bald in ein Bündniß mit dem Schnapstufel und in ein Zerwürfniß mit der Religion, gleichzeitig aber mit den Seinigen geführt. Da war es so weit gekommen, daß der Mann in höchst pflichtvergeßener Weise Frau und Kinder verlassen hatte. . . schon vier Jahre waren jetzt darüber hingegangen. Glücklicherweise verdienten damals schon die beiden ältesten Söhne, seit einem Jahr auch der dritte. So war die Familie von Nahrungsorgen verschont geblieben, aber die Bekümmerniß um den Vater nagte doch allen an der Seele.

Ganz besonders war es Pauline, die darunter zu leiden hatte, und dies war auch die Ursache ihrer Krankheit. Je näher der Tag der ersten heiligen Kommunion herankam, um so eifert und stiller ward ihr Gram. Alle anderen

Kinder traten in Begleitung ihrer beiden Eltern zum Tische des Herrn, — ach, und wo war ihr Vater? Was mochte er an diesem Tage der Gnade beginnen? Lebte er noch? und wenn nicht, wo war dann seine unsterbliche Seele? O, wenn er doch nun heimkäm, wenn er doch am Weißen Sonntag aus gläubigem Herzen das Glück der Familie theilen könnte! Das war ihre Sorge, das ihr innigstes Gebet. Allein der Gram blieb nicht ohne Einwirkung auf die Gesundheit des Kindes. Noch in der heiligen Fastenzeit erkrankte es, und das schlimmste stand zu befürchten.

Doch den Tag der ersten heiligen Kommunion, den Pauline mit so inniger Freude entgegen gesehen, sollte sie noch erleben.

Als der Priester mit dem heiligen Sakramente in Begleitung der Kinder eintrat, hatte man das Zimmer sauber ausgeschmückt. Das franke Kind, weißgekleidet saß in einem Lehnstuhl, und ein Strahl seliger Freude malte sich in den abgekehrten Zügen. Unter den Gebeten der Kinder empfing Pauline nun den hochheiligen Leib, und nun vereinigten sich alle zu stiller, feierlicher Andacht, war doch der gnadenreiche König aller Könige in das kleine Haus eingezogen. Alsdann wünschte der Pfarrer dem leidenden Mädchen von Herzen Glück und Segen, und die Freundinnen thaten daselbe. Darauf kehrte der andächtige Zug in die Stadt zurück, um den Heiland zu seiner Wohnung, zum Tabernakel zurückzubegleiten.

Pauline aber verbrachte den ganzen Morgen in stiller Andacht.

Am Nachmittage kam der Arzt, ein freundlicher, gottesfürchtiger Herr, der ebenfalls nicht versäumte, dem Kinde aus aufrichtigem Herzen Glück zu wünschen. Martin, der älteste Sohn, nahm die Gelegenheit wahr, den Arzt zu fragen, ob sich denn gar keine Besserung erhoffen ließe. Der Arzt zuckte die Achseln. „Bei solchen Krankheitsfällen ist man nie über den Ausgang der Sache im klaren. Eine einzige Stunde kann oft unerwartete Besserung herbeiführen, doch kann auch ebenfogut

das Gegentheil der Fall sein. Hier bleibt eben nichts anderes übrig, als Gottvertrauen zu bewahren und gleichzeitig Ergebenheit in Gottes Willen zu üben.“

Je näher der Abend herankam, desto fröhlicher wurde Pauline. Sie war mit der Mutter allein. „O, welch eine dumpfe Luft ist im Zimmer“, klagte das Mädchen, „öffne doch ein wenig das Fenster, liebe Mutter.“ Die Frau kam dem Wunsche des Kindes nach.

Sie ahnte nicht, was draußen in der Dunkelheit vorging. Schon seit der Dämmerung hatte sich ein Mann von nicht gerade einladendem Aeußeren um das Haus herum aufgehalten, jetzt, wo das Fenster geöffnet wurde, das sich nicht hoch über der Erde befand, schlich er heran. Was mochte der nun vorhaben, — beabsichtigte er vielleicht einen Einbruch? Sicherlich nicht, denn wer näher zugehört hätte bemerkt, daß ihm die Thränen aus den Augen rannen. Er stand unbeweglich und lauschte.

„Mutter“, erklang da die schwache Stimme des Mädchens, „wenn ich jetzt sterben sollte, so dürftest du nicht klagen. Der liebe Heiland wird mich doch sicherlich in den Himmel aufnehmen.“

Die Mutter schluchzte.

„Solange ich krank bin, habe ich mein Leben dem lieben Gott zum Opfer angeboten, und ich bin überzeugt, daß der liebe Herr mich erhören wird. Nein, weine nicht, Mutter! Denke dir nur, wenn jetzt der Vater wiederkäme und wäre wieder gut und brav, und ich wäre dann im Himmel und könnte für den Vater unablässig beten, daß er nicht wieder in die Gesellschaft schlechter Menschen gerieth! Und es ist mir, als sollte auch ich zuvor den Vater noch einmal sehen, als müßte er heute noch heimkehren. Wollen wir, liebe Mutter, nicht beten, daß dies geschehen möge?“

„Gewiß, liebe Tochter“, war die Entgegnung. Die Mutter konnte kaum ein Schluchzen unterdrücken, und — dem Manne da draußen erging's ebenso.

„Noch eins“, begann Pauline wieder, „wenn der Vater wieder daheim ist, liebe Mutter, so darfst du ihm nicht mehr zürnen,

du mußt ihm von Herzen vergeben —“ Hier wurde das Fenster gewaltsam aufgestoßen, und der räthselhafte Lauscher da draußen schwang sich hinein.

„Jesus! — Maria!“ das war alles, was die erschreckte Frau Steltner im ersten Augenblicke hervorbringen konnte.

„Vater, o lieber Vater“, rief aber Pauline dazwischen, — „o Gott, du hast mich erhört. Nun will ich gern sterben.“ Doch schon war der Heimgekehrte niedergekniet.

„Sterben — sterben, um mich Elenden zu retten! O Gott, erbarme dich, laß mir meine Tochter“, rief er.

„Gott — sei — gepriesen“, rang es sich noch einmal von den Lippen des leidenden Kindes. Dann sank es zurück. Eine tiefe Ohnmacht umfieng es.

Vater Steltner wußte anfangs keine Worte zu finden, er konnte nur schluchzen. Dann wandte er sich an seine Frau. „Marie“, sprach er, „sollte es möglich sein, — habe ich den Tod meines Kindes verschuldet? Gott verhüte es, ich könnte es nicht ertragen. Aber — wie Gott will! — Kannst du mir vergeben, Frau? Ich verspreche es dir, ich will anders werden, ich will alles wieder gut machen.“

„Ich habe dir verziehen“, erwiderte die Frau, „laß uns niederknien und für unser Kind beten. Gottes Wille geschehe. Heute früh hat es den Heiland empfangen, — heute abend hat er es zu sich gerufen!“

Beide knieten am Lager des Kindes nieder.

Indessen wenn irgendwo, so galt hier das Wort des Heilandes: Das Mägdlein ist nicht todt, es schläft nur. Gott hat ihr junges Leben nicht als Opfer verlangt. Der noch in später Stunde herbeigerufene Arzt konstatierte eine tiefe Ohnmacht, erklärte aber zugleich, daß dieselbe auf Besserung schließen ließe.

Und er behielt recht. Die gütige Vorsehung wollte das Glück der Familie wieder vollständig machen. Pauline genas, zwar langsam, aber völlig. Und nach zwei Monaten konnte die ganze Steltnersche Familie an der Kommunionbank erscheinen, nachdem sie auf das Gebet eines leidenden Kommunionkinde's so wunderbar vereinigt war. Vater Steltner aber hielt Wort, er mied die schlechten Gesellschaften, desto häufiger aber besuchte er die Kirche. Bis zu seinem Lebensende hat er sich an jedem Weipen Sonntag am Tische des Herrn eingefunden, — es war ja dieser auch für ihn damals ein Tag der Freude und Vergebung geworden.



## Haben die sogen. protestantischen Regierungen kein Interesse an der Wiederherstellung des Kirchenstaates?

So oft die Katholikensammlungen alljährlich ihren Protest gegen die feige Gewaltthat der italienischen Regierung im Jahre 1870 erneuern, und die Wiederherstellung der territorialen Unabhängigkeit des Papstes fordern, geht allemal ein nervöses Zucken durch einen großen Theil der altkatholischen Presse. Man fühlt in diesen Kreisen alsdann von Neuem das Stechen einer alten Wunde, und je allgemeiner sich von Jahr zu Jahr die Erkenntniß verbreitet, daß die Annexion des Kirchenstaates nicht nur ein internationales Verbrechen, sondern sogar mehr wie ein Verbrechen, eine politische und social-politische Dummheit war, um so schmerzlicher wirkt bei vielen Leuten die Erinnerung an den Jubel, mit dem sie seiner Zeit den Fall Rom's begrüßt haben. Alle die weitgehenden Hoffnungen, die man auf diesen Raubzug Italiens gesetzt hatte, deretwegen man selbst auf conservativer Seite sich nicht scheute, zum Sturze des ältesten und legitimsten aller Throne Europa's Beifall zu klatschen, sind schmählich in die Brüche gegangen. Man erkennt immer klarer, daß die Kraft der katholischen Kirche nicht — wie man sich thörichter Weise einbildete — auf dem Besitz des Kirchenstaates beruht; daß dem Papste und der Kirche also auch durch die Wegnahme des Kirchenstaates nicht beizukommen ist; daß nicht einmal das Ansehen und die Würde unseres Hl. Vaters von dem Besitz oder Verlust dieses Territoriums abhängt. Selbst einigen deutschen „Gelehrten“ dämmert die Erkenntniß, daß die Souveränität des Papstes nicht wie bei den weltlichen Herrschern durch den Besitz eines Landes bedingt ist, sondern daß seine kirchliche Stellung, die Unabhängigkeit seines Regimentes in der katholischen Welt, ohne Weiteres die eigentliche Quelle seiner unerschütterlichen, unantastbaren Souveränität bildet. Das will gewiß viel heißen bei Leuten, die erst ganze Berge

falscher Theorien versehen und ganze Abgründe von Unkenntniß in katholischen Dingen ausfüllen mußten, um soweit zu gelangen.

Es hat daher denn auch lange gedauert, bis den Herrn dieses Licht aufgegangen ist. Aber dieser unzweifelhafte, wenn auch langsame Fortschritt in der Erkenntniß der Wahrheit ermutigt uns, heute den Versuch zu wagen, sie mit liebender Hand noch einen Schritt weiter zu führen.

Seitdem die Hoffnung geschwunden ist, dem Papstthum durch den Raub des Kirchenstaates — wie man erwartet hatte — einen „gehörigen Puff“ versehen zu können, seitdem lassen die Herren ja schon bedeutend vernünftiger mit sich reden.

Wie wäre es also, wenn wir unseren Gegnern betweisen würden, daß die sogen. protestantischen Staaten oder Regierungen ein großes Interesse an der Wiederherstellung des Kirchenstaates haben, ja sogar, daß die protestantischen Regierungen daran noch in höherem Grade interessirt sind, als die katholischen? Das will vielleicht Manchem schier unglaublich erscheinen und doch ist es die reine Wahrheit und nicht schwer zu beweisen.

Daß der Papst und die Katholiken den Kirchenstaat aus Herrschsucht und Eitelkeit fordern, war lange Zeit protestantisches Dogma. Heute ist diese Fabel nicht einmal mehr als Ammenmärchen zu brauchen. Alle Welt weiß, daß der tiefste, innere Grund, weshalb Papst und Kirche auf der Forderung territorialer Unabhängigkeit bestehen, darauf beruht, daß die Katholiken aller Länder das Recht und die Pflicht haben, zu verlangen, daß derjenige, der der oberste Lehrer ihres Glaubens und der oberste Hirt ihrer Seelen ist, nicht der Unterthan irgend welcher politischen Macht sei. Die Macht, die der Papst kraft unserer Religion über unsere Gewissen und über die wich-

tigsten Angelegenheiten unseres Lebens ausübt, ist so groß, daß sie absolut unverträglich ist mit der Stellung eines Unterthans weltlicher Interessen. Wir müssen die Garantie haben, daß der Papst vollkommen frei und unabhängig seines Amtes walten kann, und daß auch nicht der entfernteste Schein entstehen könne, als handle er in Abhängigkeit oder unter dem Einfluß einer bestimmten Nation oder Regierung. Nun wissen wir allerdings, daß in Sachen des Glaubens und der Sitten ein derartiger Einfluß niemals statthaben wird, aber in Sachen der Verwaltung, sowie der kirchlichen Politik wäre es immerhin möglich, daß es einer Regierung gelänge, aus der Nothlage des Papstes Kapital zu schlagen und seine Entschlüsse in ihrem Sonderinteresse zu beeinflussen; wäre es auch nur, um sich das Protectorat über die Christen in gewissen Ländern zu sichern. Und nun fragen wir unsere protestantischen Mitbürger, ob sie nicht selber überzeugt sind, daß wenn dieser traurige Fall eintrete, es jedenfalls keine sogenannte protestantische Regierung sein wird, der es gelingt, die Macht des Papstes sich dienstbar zu machen. Haben wir also Unrecht, wenn wir sagten: ein jeder Staat, und sogar ein sogenannter protestantischer noch mehr als ein katholischer, hat das höchste Interesse daran, daß der Papst wiederum, und zwar möglichst

balb auf den Isolirschemel gesetzt werde, den man Kirchenstaat nennt, um so allen einseitigen Beeinflussungen im Sonderinteresse einzelner Länder und Völker ein für allemal entzogen zu sein?

Die Erhaltung und Neutralisirung des Kirchenstaates ist also ein wichtigeres gemeinsames Interesse aller Staaten, welche katholische Unterthanen haben, als die Existenz der neutralen Schweiz für die Ruhe Europas.

Hoffen wir, daß die Ernüchterung unserer protestantischen Mitbürger derart fortgeschritten ist, daß sie sich in kaltblütiger Erwägung der tatsächlichen Verhältnisse der Erkenntniß nicht weiter verschließen, daß es auch für sie im wohlverstandenen nationalen Interesse liegt — mit uns einzustimmen in die Forderung der Wiederherstellung des Kirchenstaates. Unsere protestantischen Mitbürger haben damit zugleich die ihnen gewiß willkommene Gelegenheit, das Unrecht wieder gutzumachen, wodurch sie 1870 so schwer gegen alle conservativen Grundsätze, gegen alle Grundsätze des Rechtes und der Legitimität sündigten, als sie zum Raubzug Italiens und zu der die Herzen der Revolutionäre aller Länder erfreuenden Depesche Bismarcks: Jetzt oder Nie! in blinder Thorheit Beifall klatschten.

Worte bewegen, Beispiele reizen hin; kann es aber außer Gott ein erhabeneres Beispiel der Tugend geben, als Maria? Wenn uns nun die Betrachtung ihrer Heiligkeit zu ihr hinzieht und uns mit unwiderstehlicher Gewalt hinreißt ihrem Beispiele nachzuwandeln, so werden wir täglich tugendhafter, vollkommener, Gott ähnlicher werden. Dies aber ist der Magnet, der Jesu Herz anzieht und wir kommen also auf diesem Wege zu Jesus.

Um so erhabener die Seele über den Leib ist, um so schmerzlicher sind die Leiden des Geistes, als die des Körpers. Außer Gott weiß aber Niemand die Seele besser zu schätzen,

kennt Niemand mehr den Werth derselben, als die desjenigen, der durch sein ganzes Leben auf Erden sein Wort am Kreuze bewahrheitete: Mich dürstet nach dem Heile der Menschen, mich verlangt, die Seelen zu retten!

Was hilft eine irdische Arznei, wenn Maria sie nicht segnet, ruft der heil. Vinzenz von Paul, und wie traurig ist ein Krankenbett, an welchem das Vertrauen an Maria nicht zu finden ist! Dies Vertrauen aber kann, ja muß der Kranke geben, die Lehre der Kirche, die Aussprüche der heil. Väter und besonders die zahllosen Beispiele von Heilungen von Kranken durch die Fürbitte Mariens beweisen dies.

## Moribus paternis.

Ein realistisch-er Roman mit idealer Tendenz von Augustar Albing.

„Moribus paternis“ — nach Vätersitte — ist der Wappenspruch einer im guten wie im schlechten Sinne stypischen Patrizierfamilie der Freien und Hanse-Stadt Hamburg. Unter diesem Motto ficht der Verfasser des gleichnamigen Romanes gegen die religiösen und gesellschaftlichen Vorurtheile der Jetztzeit. Das Schwert, mit welchem er kämpft, ist die zweischneidige Waffe der christlichen Weltanschauung, deren Schärfe sich bewährt in der Vertheidigung alles Guten und Höheren wie in der Vernichtung des Niedrigen und Gemeinen. Sein Helm ist die Hoffnung, daß die Einsicht, in vorurtheilsfreien Herzen siegen muß, seine Rüstung die Lebensweisheit, gewonnen aus der Betrachtung der erhabensten Güter der geoffenbarten Religion, aus dem aufmerksamen Studium der Charaktere hüben und drüben, und nicht zum Mindesten aus der eigenen Lebensführung. Daß der Roman viel, sehr viel Selbsterlebtes erzählt, wird wohl keinem Leser entgehen können. Klingt doch durch das ganze Werk als Grundakkord die Stimmung Hamlet's:

„Lebt mir den Mann, den seine Leidenschaft  
Nicht macht zum Sklaven, und ich will ihn hegen  
Im Herzensgrund, ja in des Herzens Herzen!“

Und doch ist der Autor dieser neuen Wahrheit und Dichtung kein Anhänger des Pessimismus. Mit fesselndem Humor schildert er auch die freiwillige wie die unfreiwillige Komik im bunten Menschenleben, und gerade in dieser reichen Abwechslung von Heiterem und Ernstem liegt eine besondere Anziehungskraft für den Leser. „Moribus paternis“ ist ein realistisches Werk mit idealer Tendenz; ein Sittengemälde, das zugleich unterhalten und belehren soll. Wir glauben, daß alle, welche über die Menschen nachdenken mögen, das Buch mit dem Entschlusse aus der Hand legen werden, es bei einer zweiten Lesung im wahren Sinne des Wortes zu studieren.

Die verschiedenartigen plastisch und drastisch dargestellten Charaktere bilden schon für sich eine

psychologische Kunstsammlung. Da ist der greise Senator Prätorius, ein altgläubiger, ehrlicher Lutheraner von echtem Schrot und Korn, der sich mit seinem Bruder, dem österreichischen Generalkonsul verfeindet hat, weil dieser Katholik geworden ist und einen neugebackenen Freiherrntitel dem ererbten Patrizier-rang der Vaterstadt vorziehen konnte. Von den Schwestern der zwei ungleichen Brüder Prätorius hat die eine, „Madame Julie“, den eiteln Streber und Lebemenschen Hinrich Amring, in Firma „Amring und Schmitt“ geheirathet, die andere den verschuldeten Kammerherrn von Rebkow. Madame Julie ist Pietistin, Mitglied mehrerer wohlthätigen Vereine, Förderin aller wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen, wie es ihre ästhetischen Diners beweisen, dabei aber eine Frau von seltener Eigenliebe und voll von lächerlichen Modethorheiten. Ihre Tochter Alice wird nach allen Regeln der Kunst zum Blaustrumpf erzogen, besitzt aber zu viele gute Eigenschaften des Verstandes und Herzens, um auf die Absichten der Mama einzugehen. Nach einem mißglückten Versuche, als Diakonissin höheren Idealen zu dienen, wird sie die Gattin des vorsichtigen Assessors Max v. Wahlen. Eine zweite Herzensgeschichte, eigentlich die äußere Haupthandlung des Romans — wird uns in den Schicksalen Hermann's, des zweiten Sohnes des Bürgermeisters Prätorius, und seiner Cousine Stephanie, der Tochter des katholischen Generalkonsuls vorgeführt. In einer für den Leser, zumal den „modernen“, ganz überraschenden Weise opfert sich das edle Mädchen für das ewige Glück des Geliebten. Hermann, der junge Jurist, findet in heiteren und trüben Stunden einen verständigen Rathgeber und Freund in dem ernst-naiven Geschichtsprofessor Zinder, einem Manne, der unter schweren Kämpfen nach Wahrheit ringt und sie endlich durch gediegenes Studium findet. Ferner begegnen wir in seinem eigenen glänzenden Hause dem Millionär und Schiffsrheder

Albrecht Brever, dem Schwager der ehrwürdigen Magnificenz. Er ist ein Welt- und Geschäftsmann von Routine, dessen Börse von den charitativen Vereinen der Stadt, und dessen fürstliche Gastfreundschaft in der prächtigen Winterwohnung wie auf seinem holsteinischen Landsitze Bernsloh von der Elite der Gesellschaft in Anspruch genommen wird. Seine Gemahlin, die ewig lächelnde und stets mit distinguirtem Geschmacke gekleidete Lübeckerin, hat ihre zwei Söhne dem als 'Mädchen für alles' fungirenden Kandidaten Winkler zur Erziehung anvertraut, während sie selbst mit ihrer Freundin, Madame Julie, Kritik an der Gesellschaft übt und in den Tag hineinlebt. Einmal, als die Ehegatten abwesend sind, besuchen die beiden Damen eine raffinierte Kartenschlägerin in dem unheimlichen 'Gasthause zum Leviathan.' Bei dieser Gelegenheit liest der Verfasser dem ungläubigen Aberglauben gewisser Gesellschaftskreise die Leviten. Der Eindruck dieses Besuches wird erhöht durch die farbenprächtige Schilderung eines fürchterlichen Gewitters, welches den Brand der berüchtigten Spelunke und ihrer zweifelhaften Umgebung zur Folge hat. Mit der Kartenschlägerin in engem Zusammenhange stehen auch der Hochstapler Zwanowsky, dem es gelingt, einige der Hochmögenden in grober Weise zu dämpfen, und die leidenschaftliche Jüdin Judith, welche in einem der letzten Kapitel ihr hartes, aber gerechtes Urtheil abgibt über jene Christen, die nichts mehr glauben. Doch wir können in dieser Besprechung nicht alle Personen der reichen kulturhistorischen Tableaux vorführen. Der Leser schließt in jedem neuen Kapitel neue, eigenartige Bekanntschaften, die aber alle in natürlicher durchaus nicht verwirrender Ordnung um die Haupthelden gruppiert sind. Der lebensfrohe, wackere Offizier, Rittmeister von Weißensee, wird sich ebenso schnell die Sympathie des Lesers erobern, wie Rainer und Ferdinand v. Brätorius, die Brüder Stephanies oder der 'Baronesse Spitzbergen', wie ein Bonmot sie getauft hat. Wir treffen auf der Eisenbahn mit Jesuiten und freisinnigen Pastoren zusammen, ja wir werden vom Verfasser in den

Vatican geladen, um daselbst einer Audienz bei Leo XIII. anzuwohnen. Die Weihe dieser Szene wird vielleicht nur durch den Besuch Finders und Hermanns im Campo Santo zu Pisa überboten, ein Kapitel, das in seiner Ueberschrift 'Der Triumph des Todes' den überraschenden, psychologisch-interessanten Inhalt kaum verrathen dürfte.

Der Schauplatz, auf welchem sich diese fashionable und gemischte Welt bewegt, ist im ersten Buche vorzüglich die alte Hansestadt. Wir sehen uns da in ihren Familienkreisen, ihren Soireen und ihren Geschäftslokalen um. Das zweite Buch führt uns nach Italien, das dritte auf ein adeliges Gut in Holstein, wo die beschreibende Darstellung in der lebhaften Schilderung des Jubiläumsfestes wohl ihren Höhepunkt erreicht. Gegen den Schluß des ganzen Werkes erhalten wir Einsicht in das schmucklose aber vielsagende Tagebuch Hermanns, und dann endet die Erzählung mit der Taufe des Stammhalters der stolzen, Jahrelang schwergeprüften Familie Brätorius. 'Leben lehrt Leben' sagt an einer Stelle der alte Bürgermeister. Diese Wahrheit, die zugleich eine Mahnung zum Studium der Zeit und ihrer treibenden Kräfte in sich birgt, wird den aufmerksamen Leser des Romans gewiß zum Nachdenken über manche der vom Verfasser behandelten oder angedeuteten Fragen anregen.

Der äußere Erfolg des Buches wird unterstützt durch die vornehme Ausstattung des Original-Einbandes (im Herber'schen Verlag, St. Louis, Mo.) sowie auch der einfachen aber stilvoll gehaltenen brochirten Ausgabe.

Der Verfasser dieser 'Erzählung aus der modernen Hamburger Gesellschaft', wie der zweite Titel von 'Moribus paternis' lautet, ist jüngst den Deutsch-Amerikanern durch kleinere ästhetische Essays und Novellen bekannt geworden, welche in Monatschriften und Tagesblättern erschienen sind und wahrscheinlich nächstens in Buchform gesammelt herausgegeben werden. Er ist Professor an einem der größeren Kollegien des Staates New-York. Sein Name *U n s g a r A l b i n g* — das dürfen wir schon verrathen — ist ein *nom de plume*.

## Die Fchajungfrau.

Eine Söhlen- und Seegeſchichte von P. Paul Mathies, S. J.

Alle Rechte vorbehalten.

(Fortſetzung.)

### Zweites Kapitel.

**D**ir haben nichts wieder von Niels und Olav gehört. Zehn Jahre ſind dahin. Die Wolken ziehen über den weiten Himmelsraum wie damals, die Woge brändet und die Seemöve flattert freifchend über die immer ruheloſe Waſſerfläche. Es iſt September.

Die wenigen Badegäſte, die noch das Ende der Kurſaiſon abwarten, ſtehen neugierig auf dem langen Steinrampe bei der Landungsbrücke.

Das Dampfſchiff vom Feſtland iſt gekommen. Soeben hat es auf der Riede Anker geworfen, denn es kann nicht an's Ufer heranzufahren, weil das Waſſer dort zu ſeicht iſt. Die Paſſagiere müſſen mit kleinen Booten gelandet werden. Es ſind ihrer nur wenige, ſchon hält ja der Herbſt ſeinen Einzug. Freilich, wer die Sache verſteht, weiß ſehr wohl, daß dieſer Monat an der Nordſee der ſchönſte iſt.

Im erſten Boote kommt die Poſt. Aber das intereſſiert die harrenden Fremden und Eingeborenen nur wenig: man ſchafft ſie doch erſt auf das Bureau. Das mag alſo noch eine gute Stunde dauern.

Dann kommt ein Boot mit Lebensmitteln; große Kiſten und Säcke, Tonnen und Schlachtvieh. Dann ein Herr mit einer ſeekranken Gattin und fünf ſeekranken Kindern. Kaum ſind ſie auf der Landungsbrücke, ſo werden ihnen von allen Seiten Wohnungen angeboten. Die Inſulaner wollen für den Neſt des Sommers noch etwas herausſchlagen. Sie fallen denn einem härtigen Fiſcher bald in die Hände.

Ein viertes Boot. Lauter unbekannte Ankömmlinge. Keiner der Badegäſte entdeckt etwas Intereſſantes. Man verläßt allmählich den Strand und die Brücke. Das letzte Boot laudet faſt unbemerkt. Ihm entſteigen zwei Herren: ein ehrwürdiger Greis mit ſilberweiß-

em Vollbarte und ein junger Mann von etwa dreißig Jahren, der den Alten ſorglich und langſam die ſchlüpfrigen Stufen der Brückentreppe hinaufgeleitet. Sie ſehen aus, wie Großvater und Enkel. Wie nun die Inſulaner hören, daß die Fremden englisch ſprechen, ſagen ſie zueinander, das ſei ein guter Fang für den Herbſt. So drängen ſich denn viele heran, um ihr Logis mit „geſunder Luft“ und „prächtigter Ausſicht“ zu empfehlen. Einige können auch englisch, denn die meiſten waren als Matroſen weit in der Welt herumgekommen. Die Fremden aber lehnen alle Anpreisungen ab.

„Sie haben beſtellt,“ ſagte Henrik Tönnies, der ſich am meiſten um die ſpäten Gäſte bekümmert hatte, zündete aufs neue ſeine Thonpfeife an und trollte brummend von dannen.

Ein halbwüchſiger Junge drängte ſich jetzt hervor: „Darf ich den Herren das Handgepäck tragen?“

Der jüngere der beiden Fremden gab ihm Plaid und Reiſetaſche. „Hier, Junge. Kannſt du es auch allein ſchleppen? Wir müſſen bis an's andere Ende des Dorfes.“

„O Herr, ich trage noch einmal ſo viel.“

Die Schiffer horchten jetzt aufmerkſam wohin es gehe. Ihre Neugierde verwandelte ſich aber in Erſtaunen, als der junge Herr plötzlich auf Frieſiſch ſagt:

„Wie heißt du denn, Junge?“

„Dars Lührs, Herr,“ ſagte der Angeredete und ließ beinahe das Gepäck fallen.

„Lührs? Biſt du ein Sohn von Peter Lührs?“

Jetzt wuchs die Verwunderung. Die Inſulaner ſtedten die Köpfe zuſammen. Auch Tönnies kam wieder herangeſchlichen.

Ein kräftiger Lootſe ſagte zu ihm: „Der eine kommt mir ſo bekannt vor, Henrick.“

„S wo!“ brummte dieſer, „ich kenne jeden

Fremden wieder, der schon einmal hier war. Die zwei habe ich aber noch nie gesehen.

Der Knabe hatte unterdessen berichtet, er sei nicht der Sohn, sondern der Enkel von Peter Lührs und sein Großvater sei schon zwei Jahre tot. Die Großmutter auch. Die habe er gar nicht einmal gekannt.

„Das weiß ich,“ versetzte der Fremde kurz.

„Lebt der alte Pastor Hansen noch?“

„Gewiß, Herr, er ist noch ganz munter. Die Pastorin ist vor einem Jahre gestorben. . .“

„Gut, Lars. Trage unsere Sachen hinauf zu Pastor Hansen.“

Nun wußten die guten Leute doch wenigstens etwas. Sie hätten gar zu gern ein wenig mehr erfahren, doch die Fremden gingen schon fort und unterhielten sich wieder auf Englisch. Der Jüngere schien den Weg zu kennen. Kopfschüttelnd sah ihnen Henrik nach. „Der muß doch schon mal hier gewesen sein. Er zeigt dem Alten alle Häuser und erklärt ihm was.“

Der Lootse meinte: „Mir kommt ein Gedanke.“ Aber er sprach sich nicht aus, und die Männer gingen auseinander. Die Fremden schritten mittlerweile durch das Dorf, gefolgt von Lars, der die neugierigen Fragen der Frauen und Kinder unterwegs mit vornehm-geheimnisvoller Miene beantwortete. Er that, als ob er selbst etwas wisse. Als man zur Kirche gekommen war, blieben die Fremden an der Friedhofsmauer einige Minuten stehen.

„Du suchest die Gräber der Deinen?“ fragte der alte Herr.

„Gewiß, Vater. Ich sehe, die drei Kreuze dort drüben stehen noch. Meine Eltern und mein Schwesterchen ruhen dort. . . es scheint alles wie früher. . . gut, erhalten. Fünfzehn Jahre schlummern Mutter und Schwester jetzt schon im Grabe — der Vater zwölf. Ich will heute Abend gleich noch hinübergehen, wenn ich dich einquartiert habe.“

Sie gingen weiter, ohn ein Wort zu sprechen. Beide hingen ernstern Gedanken nach. Es waren nur noch wenige Schritte bis zur Pfarrwohnung. Der alte Pastor stand in der Thüre und schwenkte sein Käppchen. Die Fremden bemerkten, daß er am Stocke ging und die Haustreppe hinabsteigen wollte. Da

ließ aber der Jüngere seinen Begleiter im Stich und lief eilends auf ihn zu und slog ihm um den Hals:

„Lieber, liebster Herr Pastor! Sie leben noch und sind munter?“

„Junge! . . . Niels! . . . du bist ein stattlicher Mann geworden! Ja, darf man denn, du' sagen?“

„Herr Pastor! Machen Sie doch keine Umstände,“ und er küßte den Greis auf beide Wangen.

Der Pastor weinte.

Als Niels Begleiter herangekommen war, trocknete er rasch seine Thränen und zog das Käppchen.

Niels stellte vor: „Hier, Vater, dies ist mein guter, alter Pastor Hansen. Herr Pastor, mein Pflegevater, Lord Weststone.“

Die beiden Alten reichten sich die Hände.

„Seien Sie willkommen, Mylord. Niels schrieb mir, und ich habe Sie erwartet. . . wenn Sie in meinem einfachen Hause vorlieb nehmen wollen. . .“

„Herr Pastor, wir bringen bei Ihnen ein und haben also gar kein Ansprache zu machen. Mein Vater spricht übrigens fast nur Englisch.“

Der Lord sagte einige freundliche Worte, und dann trat man in das Haus. Der Pastor konnte auch Englisch.

„Es thut mir leid, daß ich Sie nicht vom Dampfer abholen konnte, aber das Alter. . .“

„Ich hatte es Ihnen ja so geschrieben,“ entgegnete Niels. „Keiner sollte von meiner Ankunft wissen. Aber da ist noch der gute Lars mit dem Handgepäck.“

Eine alte Magd erschien jetzt und trug die Sachen hinein.

Lord Weststone gab dem Jungen ein Goldstück. Der glückliche Lars starrte ihn ob solcher Großmuth mit offenem Munde an.

„Behalte es nur,“ lachte Niels, „aber unter der Bedingung, daß du nichts erzählst von dem, was du gehört und gesehen hast. Jetzt gehe nur. . . wir sehen uns noch wieder.“

Der Junge versprach natürlich alles, begab sich aber erst nach Hause, als sich die Thüre des Pfarrhauses geschlossen hatte.

### Drittes Kapitel.

Der Pfarrer, Lord Welstone und Niels saßen beim Abendessen. Die alte Magd wuschte sich beim Auftragen der Speisen immer wieder die Thränen aus den Augen. Es kam ihr alles wie ein Wunder vor. Den Lord wagte sie gar nicht anzublicken, aber Niels betrachtete sie in einem Fort von oben bis unten. Er war noch so hübsch wie früher, und noch so glücklich sah er aus. Nur eines begriff sie nicht: warum er keinen großen Vollbart bekommen hatte. Merkwürdig, das fiel ihr auf. Als sie den Thee gebracht, ging sie in ihre Stube und nahm ihr altes Gesangbuch und betete. Sie war so aufgereggt und wußte nicht, wo ihr Kopf stand. Anfangs schlug sie sich die zerstreuten Gedanken aus dem Sinn, bald aber ward sie müde und nickte über dem Lesen ein.

Unterdessen hatten sich die drei Herren in der Studierstube des Pastors ihre Pfeifen angezündet. Lord Welstone war äußerst aufgereimt und hatte seiner Wirt bereits sehr lieb gewonnen. Als das Gespräch eine Weile stockte, sagte der Pastor:

„Nun, Niels, jetzt bist du mir aber deine Geschichte schuldig. Was ich aus dem einzigen Brief erfuhr, den du mir schicktest, ist sehr wenig . . .“

Niels entgegnete:

„Ich wußte ja gar nicht, daß mein Schreiben ankommen würde. Aber ich bin Ihnen einen ausführlichen Bericht schuldig. Du erlaubst doch, Vater?“

Der Lord nickte. „Nur zu, mein Junge. Gottes Wege sind sehr wunderbar.“

Da begann denn Niels zu erzählen:

„Sie erinnern sich noch, Herr Pastor, daß Dlaw Petersen und ich einst — es sind jetzt zehn Jahre her — in der Fositeshöhle einen Schatz fanden.“

„Ja, der alte sagenhafte Schatz, von dem sich dann herausstellte, daß es Kirchengeräthe aus der katholischen Zeit waren.“

„Gewiß. Der letzte katholische Pfarrer der Insel hatte sie — ein kühnes Wagestück — vor der Wuth der Volksmenge und der Prädi . . . verzeihen Sie, Herr Pastor . . .“

„Neht, ganz recht, mein Junge! Wahrheit bleibt Wahrheit. Ich weiß es aus der Kirchenchronik . . . es waren zwei Benediktiner hier. Einen schlug man todt, als die Prädikanten vom Festlande kamen. Der andere entfloh und rettete ein hochverehrtes Marienbild und sonstige Kostbarkeiten mit sich. Kein Mensch wußte, wohin er und seine Schätze gekommen seien. Im Volksmunde hieß es, er habe das Gold in einer Höhle versteckt und sei dann mit seinem Küster, der ihm geholfen, von der Klippe ins Meer gesprungen. In der Südseite der Insel heißen ja noch zwei Felsen Münk und Sagrist. Nun, vermuthlich konnte er sich eine Zeitlang, wohl so lange er Lebensmittel hatte, in der Höhle verbergen und ist dann heimlich entkommen . . .“

„Vermuthlich,“ sagte der Lord, „das ist aber nicht gewiß. Erzähle weiter, Niels.“ So nannte er nämlich Niels.

„Also wir fanden den Schatz und zeigten die Sache der Gemeinde an,“ fuhr dieser fort. „Als Finder sollten wir die Hälfte des Werthes erhalten. Dlaw wollte, wie Sie wissen, in eine solche Theilung nicht einwilligen, schlich sich des Nachts heimlich wieder in das Fositesgatt und stürzte in die Tiefe.“

„Wie weintest du, armer Niels, als man die Leiche fand! Ich weiß es noch wie heute.“

„D, ich warnte ihn, er solle Gott nicht versuchen. Der Herr gebe, daß er jetzt glücklich ist bei ihm im Himmel.“

„Amen,“ fügte der Herr Pastor hinzu. „Er war sonst immer ein braver Junge.“

Niels erzählte weiter: „Nach Dlaws Unglück machte auch mir der Fund keine Freude mehr. Ich wählte mir nur eine goldene Münze aus mit einem Marienbilde, auf deren Rückseite sonderbarer Weise einige Verse standen, die ich in ähnlicher Fassung von der alten, guten Anke gelernt hatte . . .“

„D ja,“ rief der Pfarrer, „jenes Marienlied, das sich so lange unter uns erhielt! Die jetzige Jugend kennt es nicht mehr. Schade, wir alten Leute . . .“

„Ich erhielt also die Münze und trug sie seitdem, bis auf den heutigen Tag, auf meiner Brust.“

Der Lordbestätigte das: „Ja, in der That.“  
„Sie wissen auch, Herr Pastor, daß ich dann bald aufs Festland ging, um Schiffsdienste zu nehmen.“

„Und damit warst du verschollen.“

„Ich ging zuerst als Schiffsjunge mit einem Hamburger Bollschiff. Wir sollten nach Westindien, hatten aber bereits bei Kap Lizard Havarie. Wir stießen mit einem Bremer Lloydampfer zusammen. Das Boot, in das ich sprang, als unser Schiff zu sinken begann, kenterte nach einigen Minuten, weil es überfüllt war. Ich mußte dann eine Zeitlang schwimmen, bis ich in meiner Nähe eine zerbrochene Marsraa treiben sah. Es gelang mir, dieselbe zu erreichen, ehe mich meine Kräfte verließen. Zum Glück fand ich an der Naa noch genug Tauwerk, um mich festbinden zu können. Ich hoffte, der Bremer Dampfer würde mich aufnehmen. Mein Schreien ward aber nicht gehört, und es wurde so nebelig, daß ich bald kaum dreißig Schritt weit sehen, geschweige denn die beiden Schiffe entdecken konnte. Ich sah den sichern Tod vor Augen, und doch — sonderbar genug — meine Angst war nicht sonderlich groß; ich fühlte nach der Münze auf meiner Brust: Gott sei Dank, sie war noch da! Was weiter geschah, weiß ich nicht; infolge der Nässe und der Kälte verließ mich die Bestimmung. . .“

„Aber,“ fiel der Pastor hier ein, „wie wurdest du denn gerettet? Das mußt du doch wissen. Du sitzt ja frisch und munter vor uns.“

„Als ich wieder zu mir kam, lag ich in der Kajüte eines fremden Schiffes. . . lauter fremde Gesichter um mich her. . . ich meinte, es müsse an Bord des Lloydampfers sein. Aber das mußt du eigentlich erzählen,“ schloß Niels, zu Lord Weststone geendet.

„Es gilt Gottes Ehre,“ antwortete dieser, „gut denn. Ich war mit meiner Lustyacht auf See und kreuzte in der Nähe der Unglücksstätte. Freilich war der Nebel so dicht, daß wir von der Katastrophe nichts gewahr wurden. Wir hatten unseren Kurs gerade wieder landwärts gerichtet, als meine Leute mir meldeten, daß die See ganz mit Schiffsplanken, Säffern und treibenden Brettern bedeckt sei. Ich ging auf die Kommandobrücke. Das Wetter klarte ein wenig auf. Wir suchten alles mit dem Fernglas ab, sahen aber nirgends ein Boot. Plötzlich rief der Mann am Steueruder: ‚An Backbordseite treibt eine Naa mit einer Leiche!‘ Wir halten darauf zu und stoppen die Maschine. Es stimmte genau. Wir setzten ein Boot aus und holten unsere Beute an Bord des ‚Arrow‘.“

(Fortsetzung folgt.)

Die heil. Kirche spricht zu Christus von der heil. Jungfrau und Märtyrin Cäcilia diese schönen Worte: Deine Dienerin Cäcilia dient Dir wie eine fleißige Biene; wohl aus dem Grunde, weil diese Heilige eine so Liebhaberin der geistigen Blumen der Tugend war. O möchten auch wir alle diesen Anspruch verdienen und auch uns die Stelle der heil. Schrift gelten: Die Biene ist zwar schwach und klein, aber ihre Frucht hat den Vorzug unter den Süßigkeiten. Eccl. 11, 3. Wer zeigt der Biene den Weg in den Garten, fragt der heil. Bernhart und antwortet: Ein doppelter Wegweiser, die Schönheit des Gartens ruft sie, das eigene Verlangen treibt sie.

Als einst der heil. Dominikus mit vierzig Brüdern im Kloster zu Bologna wohnte, geschah es, daß die Almosen sammelnden Brüder nur zwei Brode heimbrachten. Es war also große Noth vorhanden. Doch der Heilige verlor den Muth nicht und nahm zu seinem gewöhnlichen Hilfsmittel die Zuflucht; er betete inbrünstig zur göttlichen Mutter Maria und befahl darauf den Brüdern, sich zu Tische zu setzen. Die zwei Brode lagen auf dem Tisch; er nahm sie, schnitt und vertheilte die Stücke und siehe, jeder Bruder erhielt soviel, daß er sich sättigen konnte und darnach blieb noch mehr Brod übrig, als Anfangs dagewesen.



## Das Allerheiligenfest.



Sogleich nach dem letzten Segen bei der Vesper des Allerheiligentages, welche Verwandlung geht in der Kirche vor den Augen der Gemeinde mit einmal vor? — Siehe! Alles wird in die Farbe der Trauer gehüllt; die Altäre mit schwarzen Tüchern umhängt, die Todtenkerzen angezündet, in den Chor der Kirche ein schwarzer Sarg gestellt, bedeckt mit einem Leichentuche; und in diese Verwandlung hinein fangen die Todtenvigilien an dumpf zu tönen.

Aber woher so plötzlich diese Trauer? Siehe! Während wir jener großen Schaar der seligen Geister uns erinnern, denken wir auch voll Ernst an die Zukunft. Unter die Zahl der Heiligen aufgenommen zu werden, ist ja unsere Bestimmung hier auf Erden. Damit aber kommt von selbst die Erinnerung an Tod und Gericht, und lebendig schweben die Seelen geliebter Hingeshiedenen vor unsern Blicken, die das göttliche Gericht schon erfahren haben. Darum gedenkt die Kirche, die unsern tiefsten Empfindungen überall entgegenkommt, auch der Verstorbene an einem eigenen dazu bestimmten Tage, am Tage **Aller Seelen**, der sogleich auf den Tag Allerheiligen folgt.

Nur durch den Tod geht der Weg zum Leben. Das Vergängliche muß zuerst abgelegt sein, ehe wir das Unvergängliche anziehen.

Auch die Natur erinnert zu dieser Zeit an die Vergänglichkeit und das Ende alles Irdischen. Die meisten Blumen sind schon zu Grabe gegangen, gelb fallen die Blätter von den Bäumen, häufige Nebel trüben den sonst heitern Himmel, die Felder werden mit Reif überzogen, ein Hauch der Vernichtung weht über die Fluren hin, und dieser Hauch ist ein Gericht, durch welches das endliche Leben zum Tode verurtheilt wird. Das kalte Bild des Winters ist schon erschienen, die Natur stirbt und über die ganze Schöpfung liegt ein Bahr-tuch ausgebreitet. Nur zwei Blumen sind noch übrig geblieben, die **Aster** und die **Immor-**

**telle**; aber es sind **Todtenblumen**, die nur die Bestimmung haben, der sterbenden Natur einen Todtenkranz zu flechten und ihr großes, weites Leichentuch zu schmücken.

Von jenem Gerichte ist auch das nicht frei, was die Natur im Herbst den Menschen an Früchten geliefert und was diese in ihren Wohnungen aufgehäuft haben. Denn kaum sind sie in die Scheunen und auf die Speicher gebracht, so wird eine strenge Sichtung und Sondernng vorgenommen, in welcher das Gute von dem Nichtguten, das Gesunde von dem Faulen, der Kern von der Spreu geschieden wird. So endet im Herbst, der schon im Uebergange zum Winter begriffen ist, das Naturleben mit einem zweifachen Gerichte, und dieses doppelte Gericht ist das jährliche Ende desselben.

Eben so endet das diesseitige Leben der Menschheit mit einem göttlichen Gerichte, und dieses Gericht ist das **allgemeine Weltgericht**, das mit einer großen Sichtung und Scheidung verbunden ist.

Darum nennt Christus, der kommende Welt-richter, die Welt einen **Acker**, auf dem gute Frucht neben dem Unkraut wächst. Der den guten Saamen säet, ist der Menschensohn; der gute Saamen sind die Kinder des Reichs, das Unkraut sind die Kinder des Bösen. Der Feind welcher jenes säet, ist der Teufel. Die Ernte ist das Ende der Welt; die Schnitter sind die Engel. So wie man nun das Unkraut zusammenlieset und verbrennt; so wird es auch am Ende dieser Welt gehen. Der Sohn des Menschen wird seine Engel senden; diese werden alle Verführer und Alle, die Böses thun, aus seinem Reiche sondern und sie in den Feuer-Ofen werfen; da wird Heulen und Zähneknirschen sein. Alsdann werden die Gerechten leuchten wie die Sonne in ihres Vaters Reiche. Matth. 13. 32—43.

Diese Erinnerungen an Tod und Gericht sind es, die jetzt die Seele erfüllen, und darum geht nach der Vesper des Allerheiligentages mit

einmal in der Kirche jene große Veränderung vor.

Ist jene Verwandlung der Freude in die Trauer vorgenommen, so erkönen in dumpfen Tönen die Todtenmetten. Nach den Trauerpsalmen wiederholt sich stets die Bitte: Herr! Gib den Entschlafenen ewige Ruhe und das Licht leuchte ihnen! Mit den Psalmen werden Lesungen aus dem Hiob verbunden, die sich auf Tod und Gericht beziehen.

Sind die Todtenmetten vorüber, so geht man singend und betend von der Kirche auf die Gräber. Jedes liebende Herz sucht und findet hier ein ehemals eben so treu und innig liebendes Herz, das nun, ach! der Verwesung preisgegeben ist. Aber nicht aufgehoben ist die innige Gemeinschaft, nicht abgeschnitten das heilige Seelenband. Durch Christus stehen wir mit den Todten in fortwährender Verbindung, ununterbrochen dauert der lebendige Verkehr, immer und immer das Gespräch der Liebe, das Gebet und das Flehen für einander.

Der Priester geht mit seinem Chor und in großer Begleitung auf den Gräbern der Todten umher, besprengt die Gräfte mit dem geweihten Quell, betet und fleht, der Herr wolle ihnen ewige Ruhe geben und sein ewiges Licht ihnen leuchten lassen. Abwechselnd werden Psalmen und Lieder gesungen, die alle nur jene Absicht haben, und endlich die Litanei für die Abgestorbenen gebetet. Hier wird gefleht, Gott möge sich, wenn sie noch nicht eingegangen sind in den Frieden, ihrer erbarmen; es möge sich erbarmen der Vater, der sie geschaffen, der Sohn, der sie erlöst, der Geist, der sie geheiligt, die heilige Dreieinigkeit, die sie geglaubt und bekannt haben, der barmherzige Gott, auf den sie gehofft, der gütige Gott, den sie von ganzem Herzen geliebt, der heilige Gott, den sie angebetet und dem sie gedient haben. Und daß Gott sich ihrer erbarmen möge, mit dieser Bitte die ihrige zu vereinigen, dazu werden auch die Heiligen des Himmels aufgefordert, die Auserwählten Gottes und die Engel; sie sollen mit uns zu Gott flehen, daß Gott den leidenden Seelen Reinigung von ihren Mafeln verleihe, daß er ihre Sündenschuld durch das Blut sei-

nes Sohnes tilge, daß er sie in ihren Leiden mit himmlischem Troste erfülle, daß er ihr frommes Rufen und Flehen nach seiner Hilfe erhöhe, daß er ihr Verlangen, in seiner Herrlichkeit ihn zu schauen, stille, daß er die Zeit der Läuterung ihrer Seelen vollende, daß er ihre Leiden in unvergängliche Freuden verwandle, daß er ihnen sein himmlisches Reich gebe und sie als Auserwählte mit ewiger Herrlichkeit kröne.

Sind diese Gebete mit der Todtenfeier vorüber, so siehst Du die Gemeinde auseinander gehen; aber nicht um den Gottesacker zu verlassen; denn nun sucht Jedes seine geliebten Gräber auf und stellt sich zu denselben. Tiefe Wehmuth fühlen sie in ihrem Innern und können diese auf ihrem Angesicht nicht verbergen. Und mit dem Zuge der stillen innern Trauer vermischt sich der Zug des Ernstes bei dem Gedanken der Ewigkeit. Hier stehen Eltern um das Grab ihrer Kinder, dort Kinder um das Grab ihrer Eltern. Ach! sie sind nicht mehr, die zarten Wächter der Kindheit, die liebevollen Beschützer der Jugend; der Vater, mit dem milden freundlichen Ernste gegen seine Kinder, mit dem wachsamem Auge über sein Haus, mit dem weisen Herrschen, mit der liebevollen Sorge für alle Bedürfnisse und mit dem ermahnenden heiligen Worte; die Mutter, mit ihrer treuen Liebe, mit ihrem sanften innigen Wesen, mit ihrem ruhigen Walten, ihrer stillen Gewalt im häuslichen Kreise, mit ihrem ordnenden Sinn, ihrem ewigen Fleiße, mit ihrem gottesgegebenen, heiliger Gemüthe und mit ihrer flammenden Andacht, mit der sie ihr Haus zur Wohnung des Heiligen gemacht hat. Sie sind nicht mehr und ihre Kinder müssen sie oben suchen. Sie sind dahingegangen und die Zeit, in der sie bei ihnen waren, kommt nicht wieder. Das fühlen die Kinder wohl und dieses Gefühl erfüllt sie mit Trauer. Denn sie können nun für die Hingeshiedenen nichts mehr thun, um Liebe ihnen zu beweisen und zarte Sorge, deren jene in ihrem hinfälligen Alter so sehr bedurften. Wehe den Kindern, die es daran haben fehlen lassen; jetzt möchten sie Kindesliebe beweisen; aber die Eltern sind schon dahin gegangen; jetzt möchten sie jedes Wort zurücknehmen, das einst hart gelautei

hat; aber die Eltern hören sie nicht mehr; und daß sie jetzt kein Wort der Liebe mehr sprechen und kein Werk der Liebe mehr thun können, das macht ihnen Kummer, darüber machen sie sich Vorwürfe. Aber wohl den Kindern, die ihren Eltern Liebe bewiesen haben und Gehorsam in Allem; siehe, Du kannst an diesen Gräbern sie recht gut unterscheiden von denen, die sich Vorwürfe machen müssen. Denn während diese Unzufriedenheit mit sich selber blicken lassen, blickt das Auge jener, wenn auch durch Thränen, ruhig zum Himmel empor, denn es ist ihnen, als ob von oben herab die Eltern in ihrer Glorie auf sie herablickten und unter jenem heitern freundlichen Lächeln, wie es auf dem Antlitze der Seligen ist, liebend noch segneten.

Wie hier Kinder um das Grab der Eltern, so stehen dort Andere, Jünglinge, Jungfrauen, Männer und Weiber um die Gräber der Brüder, Schwestern, der Freunde und der Verwandten. Auch hier drücken sich vielfach jene Empfindungen und Gefühle auf dem Angesichte aus. Denn Du kannst es deutlich lesen, ob das Herz derer, die da unten schlummern, von denen, die am Grabe stehen, erfreut, oder gekränkt und verwundet worden ist. O das ist ein tiefer Schmerz, nicht in's Grab hineinrufen zu können: Vergib mir, und die Stimme nicht mehr zu hören: ich habe dir vergeben. O, Jüngling! müssen wir erst am Grabe lernen, was Liebe ist; da, wo sie nicht mehr geübt werden kann, und wo sie nur in Thränen laut wird und im Schmerze, weil wir die vernachlässigt haben, an denen wir sie hätten üben sollen, die aber jetzt modern. Müssen wir erst hier erfahren, wie befelegend es ist, das Wort erfüllt zu haben: bleibt einander nichts schuldig als Liebe! O was gäbe jetzt Einer darum, nur Ein Wort noch sprechen, nur Ein Werk noch üben zu können an dem Dahingegangenen, und in dieses Wort und in dieses Werk alle Liebe und alle Innigkeit und alle Zärtlichkeit zu legen, damit der Geschiedene nur an dies Eine dächte, nur an dies Eine noch sich erinnerte, wenn er uns in der Ewigkeit gedenkt. Aber ach! dies Eine Wort kann er nicht mehr sprechen, und dies Eine Werk, in welches er seine ganze Seele und all seine Liebe legen wollte, kann er nicht mehr üben.

Aber was an den Hingeshiedenen nicht mehr gesehen kann, das kann und soll um so mehr an den noch Lebenden gesehen. Darum siehst

Du jetzt, Jüngling! wie das Angesicht von Jedem der um die Gräber Stehenden so mild, so friedlich wird; denn an dieser heiligen Stätte weicht aus dem Herzen lang genährter Groll, alte Feindschaft, Neid, böser Vorschlag, sündige Absicht; alle diese feindlichen Gewalten fliehen und es waltet nur noch die Liebe mit ihrem Geiste, mit ihrer Verzeihung, mit ihrer Versöhnung und mit ihrem tiefen Frieden.

Aber noch haben wir nicht Alle gesehen, die mit stiller Inbrunst an den Gräbern beten. Betrachtet nur die Greise und hochbejahrten Frauen, die an den Ruhestätten ihrer längstverstorbenen Eltern, ihrer Gatten, der frühe dahingegangenen Kinder in ernste Betrachtung versunken sind. Sie selbst erschwachen täglich mehr und stehen am Eingange der Ewigkeit. Aber die Zeit, die ihren Leib zu seinem Verfall reif gemacht hat, hat den Geist gereinigt und geheiligt. Die Welt ist ihnen fremd geworden; einsam und tief betrübt stehen sie da auf der unheimathlichen Erde. Was sie mit aller Stärke geliebt, ruhet schon lange im Grabe. Unter der Sonne haben sie nichts mehr zu suchen; über den Sternen ist ihr Vaterland. Das zeitliche Leben ist für sie vorüber; Alles hat hienieden seinen Zauber verloren. Die Brust will sich mit nichts mehr erfüllen als mit dem Ewigen; das Auge sich für nichts mehr öffnen, als für eine höhere himmlische Heimath, in der ihr Geist jetzt schon mehr lebt, als in der irdischen. Sie sind satt der Welt und ihrer Freuden. Da fühlen sie die leisen, freudigen Schauer der Ewigkeit, und in der Sehnsucht ihres Herzens und in den Seufzern der eignen Brust glauben sie den Ruf der Geliebten von jenseits zu vernehmen, zur Vereinigung, die ewig dauert.

Was hält noch unsre Rückkehr auf?

Die Liebsten ruhn schon lange.

Ihr Grab schließt unsern Lebenslauf,

Nun wird uns weh und bange.

Zu suchen haben wir nichts mehr,

Das Herz ist satt, die Welt ist leer.

Unendlich und geheimnißvoll

Durchströmt uns süßer Schauer;

Mir dünkt, aus tiefen Fernen scholl

Ein Echo unsrer Trauer.

Die Lieben sehnen sich wohl auch

Und sandten uns der Sehnsucht Hauch.

Ginunter zu der süßen Braut,

Zu Jesus, dem Geliebten!

Getrost, die Abenddämmerung graut

Den Liebenden, Betrübten.

Ein Traum bricht unsre Bande los

Und senkt uns in des Vaters Schooß.

# Vom Musikalientisch.

Von P. Ludwig Bonvin, S. J.

1.) Peter Piel, Op. 85. Sechzig Stücke für Harmonium oder für Orgel zum Studium und zu kirchlichem Gebrauch. Zwei Hefte zu je 2 Mk. 25 Pf. L. Schwann in Düsseldorf. (Jof. Fischer & Bro., New York.)

Der bekannte Komponist bietet uns hier ein nicht nur in sich vorzügliches, sondern auch den gegenwärtigen Bedürfnissen entsprechendes Werk. „Ungemein klein ist die Literatur für das Harmonium oder die pedallose Orgel, insoweit sie kirchliches, orgelmäßiges Spiel berücksichtigt.“ Vorliegende, in den modernen Tonarten gefaßten Kompositionen, zunächst für ein pedallofes Instrument gedacht, können selbstverständlich auch, und zwar mit erhöhter Wirkung, mit Pedal ausgeführt werden. Obwohl in imitatorischer Schreibweise gehalten, sind dieselben wegen der handlichen Faktur, doch nicht schwer zu bewältigen. Das kontrapunktische Gewebe ist durchaus durchsichtig, wohl lautend und vielfach recht ausdrucksvoll: es ist eine Freude, die schöne, leicht dahinfließende, den Eindruck mühelosen Zustandkommens machende Themenverarbeitung zu betrachten und am Instrument sich vorzuführen. Einem Theil der Stücke würden einige Ruhepunkte, ein etwas übersichtlicherer Aufbau, eine symmetrischere Gliederung zum Vortheil gereicht haben; diese kleinen Schatten beeinträchtigen jedoch keineswegs die Wirkung des Ganzen, ebenso wenig als folgende Bemerkungen die Werthschätzung des Opus verringern möchten; ist ja die Veranlassung zu denselben nicht das Werk selbst, sondern dessen Vorrede. Letztere betont die Objektivität, welche den Stücken gewährt werden soll und die Vermeidung von Bezeichnungen für reichere Nuancirung. Die sogenannte Objektivität wird heutzutage mancherorts zu sehr und in mißverständener oder mißverständlicher Weise betont und verlangt. Ist ein Werk stimmungsvoll komponirt, liegt Ausdruck in demselben, so ist nur derjenige Vortrag objektiv, welcher diesen Ausdruck in

seinen Stimmungsabstufungen wiedergibt; ein sich gleichbleibender, nuancenloser verstofft gegen die Objektivität, gegen den objektiven Gehalt des Stückes. Liegt nichts in einem Stück, so wäre es allerdings unobjektiv etwas hineinzulegen; aber Objektivität ist an sich nicht Starrheit und Indifferentismus in Stimmung und Tongebung.

Die falsche Auffassung der, übrigens für jedes Kunstwerk und jeden künstlerischen Vortrag geforderten Objektivität ist die Ursache so vielfacher Melodiearmuth, Ausdruckslosigkeit und Steifheit in unserer ernsteren Kirchenmusik. Bei vielen Komponisten muß die Werthlosigkeit ihrer Erzeugnisse auf Rechnung ihrer geringen Kunstbegabung geschrieben werden, bei anderen dagegen auf diejenige oben erwähneter verkehrter Anschauung. Piel's Vokalcompositionen haben viel mehr von der leidigen sogenannten Objektivität an sich als seine Orgelwerke. In letzteren wagt der Komponist eher, sich natürlich zu geben und setzt dem musikalischen Empfinden nicht stets einen Dämpfer auf.

2.) Jof. Deschermeier. Op. 31. 25 Offertorien für die wichtigsten Feste des Kirchenjahres, für Sopran, Alt, Tenor und Baß. Part. 2 Mk. 50 Pf. Stimme je 30 Pf. (L. Schwann, Düsseldorf.)

Diese praktisch eingerichteten, nur mittel-schweren Festoffertorien sind den Chören durchaus zu empfehlen: sie sind freundlich, leicht verständlich, wohlklingend, rhythmisch belebt und vermeiden antiquirte Härten. Der Autor wendet wenige aber gut wirkende Modulationen an; besonders bevorzugt er bei Schlüssen, Halbschlüssen und ähnlichen Wendepunkten den hellklingenden und stellentweise wie ein Sonnenblick wirkenden, durch Erhöhung der Terz plötzlich herbeigeführten Dur-afford statt des der Tonart angehörenden Moll-klanges. Man vergleiche in No. 1 und 3 den 10ten und 25ten Takt, in No. 4 den 21., in No. 5 den 23. Takt, und ähnliche Stellen in beinahe jeder Nummer.

Da diese Offertorien ja nicht bei einer und derselben Messe aufzuführen sind, wird dieses öftere Auftreten nicht auffallen; jedoch dürfte der Autor in Zukunft darauf sehen, daß diese freundliche und in sich legitime Wendung bei ihm nicht zur Manier werde.

3.) G. Rathgeber. Op. 23. Missa „Stabat mater“ für 4-stimmig gem. Chor. (Ebendasselbst.)

Eine a capella-Messe, welche wenig Eigenart und viel Jagen. Objektivität aufweist. Wie ein Dekorationsmaler seine Schablonen aneinander legend mechanisch eine Wand verziert, so hat der Komponist die allbekanntesten Formeln zur Hand genommen und daraus eine im Uebrigen gut kirchliche, die Stimmen vor Ermüdung bewahrende Messe verfertigt. In Einheit ist des Guten gar viel geleistet: man wird der fortwährend in allen Theilen wiederholten Themen in ihrer sich gleich bleibenden oder sehr ähnelnden Behandlung nach und nach müde und satt.

4.) Joh. Plag. Op. 24. Messe zu Ehren der hl. Cäcilia, für 1 Kinderstimme und 3 Männerstimmen. (Gleicher Verlag.)

Wie aus dem Titel ersichtlich, hat die Messe eine seltener vorkommende Stimmenbesetzung,

die sich mancherorts als praktisch erweisen dürfte. Sie ist a capella, technisch gut gearbeitet, baut sich aber leider auf keinen interessanten Themen auf; es ist ein unausgesetztes Sichherumwinden in einem engen melodisch-harmonischen Kreise.

5.) P. Schmiß. Op. 7. Missa in honore Cordis Jesu. Leichte Messe, ohne Crebro, für 4stimmigen Männerchor. (Ebendasselbst.)

Homophon, mehr akkordisch als melodisch erfunden, einfach, leicht und ernst, kann aber keinen Anspruch auf Kunstwerth erheben. Es ist schwer anzunehmen, daß für solche absolut nichts Neues bietende Messen ein wahres Bedürfnis vorhanden sein sollte.

6.) August Wiltberger. Op. 75. Concertino für Violine mit Klavierbegleitung. Klavierpartitur 1 Mk. 50 Pf. Violinstimme allein 20 Pf. (Ebendasselbst.)

Gutes und praktisches Unerrichtsmaterial für etwas fortgeschrittene Schüler. Letztere werden dasselbe nicht nur mit Nutzen, sondern auch gern spielen; denn es hat klare Melodien, Abwechslung im Rhythmus und frisch pulsirendes Leben. Die Ausstattung ist nobel, der Preis dabei mäßig.

Christus zeigt uns in einem Gleichnisse, daß Gott einem beharrlichen, fortgesetzten Gebete nicht widerstehen kann. Er sprach: „Es war ein Richter in einer Stadt, der weder Gott fürchtete, noch sich scheute vor einem Menschen. Und es war eine Wittve in derselben Stadt, die kam zu ihm und sprach: „Rette mich von meinem Widersacher!“ Und er wollte lange Zeit nicht. Darnach sprach er bei sich selbst: „Wiewohl ich weder Gott fürchte, noch mich scheue vor einem Menschen, so will ich doch, weil mir diese Wittve so überlästig ist, sie retten, damit sie nicht endlich komme und mich übel ausrichte!“ Das ist das Gleichniß. Nun wendet der göttliche Heiland das auf Gott an und sprach: „Sollte dann Gott seine Auserwählten nicht retten, die Tag und Nacht zu ihm rufen? Ich sage euch er wird sie ohne Verzug retten.“

Wir sind verpflichtet für die Sünder zu beten, auf daß sie sich bekehren und selig werden. Gott befiehlt uns ausdrücklich, Fürbitte für einander einzulegen. Durch seine Apostel spricht er dies in bestimmten Worten aus: „Ich ermahne vor allen Dingen, daß Bitten, Gebete und Fürbitten geschehen für alle Menschen.“

Gleich der hellglänzenden Sonne, die freigebig ihre goldenen Strahlen ausgießt, gießt auch Maria über alle Menschen ihre Gnaden herab, sie erwärmt alle, sie erquickt alle. Mit mütterlicher Liebe nimmt sie den Sünder auf, den die ganze Welt verabscheut, und wird nicht müde, bis sie den Unglücklichen mit seinem Richter versöhnt hat. Zu ihr rufen wir ja mit der ganzen katholischen Kirche: „Eja ergo advocata nostra, eja also unsere Fürsprecherin!“

## Die Sünden der Väter werden gestraft bis in das dritte und vierte Glied.



Im das Jahr 1400 lebte zu Winterstettenstadt im besten Alter ein „freier Mann“, Namens Jacob Haller.

Die sogenannten freien Leute waren frei vom Lehens- und Leibeigenschaftsverband und hatten keine besondere Lasten zu entrichten.

Aber trotz dieser Vortheile, die Jacob Haller genoß, war sein Gesicht schon von tiefen Furchen durchzogen. Auch seine Ehefrau sah gar bleich aus. Die beiden hatten wohl auch einen triftigen Grund hierfür.

Es war, als ob ein besonderes Mißgeschick auf dem Hause des Bauern lastete. Ein Unglück um das andere kam über die Bewohner desselben und das zwar schon seit mehr als einem Menschenalter.

Der Haller und seine Crescenz hatten sechs Kinder. Alle insgesammt waren kränklich. Zwei davon „wuchsen aus“ und fielen langsam dahin. Und wie im Haus, verfolgte sie das Unglück außer dem Haus. Hatte Haller irgendwo schönes Futter stehen, so wurde jener Strich gewiß überschwemmt oder das Heu sonst unbrauchbar. Standen in einem „Eck“ die Feldfrüchte gut, so fiel der Hagel darauf und vernichtete sie.

Da war's kein Wunder, daß der Haller Furchen ins Gesicht bekam und sein Weib nie zu einer frohen Stunde kam. Und doch hatte bisher noch keines den Muth und die Hoffnung auf Gott verloren. Sie hielten es für eine Prüfung, freilich für eine schwere, schwere Prüfung.

Crescenz war eines Tages mit einem großen „Waschen“ des feinsten Garnes nach Waldbsee gegangen; dort wollte sie es einem geschickten Weber bringen, damit es schön gewoben werde. Unterdessen stand ihr Mann mit verstärkter Miene in seinem Stall; da war die Seuche ausgebrochen, das neueste Unglück. Die rothe Kalbel und der Bläß lagen schon auf der Streue. Wortlos stand der Mann eine Zeitlang da.

Dann ging er hinauf, trat ein und setzte sich schweigend auf den aus rauhen Steinen gemauerten, feisenartigen Sitz neben dem Ofen. Gegenüber saß sein Vater; er sah ihn eintreten, ohne sich stören zu lassen. Der Greis betete, bald laut, bald leise, den ganzen Tag, und auch manche Stunde der Nacht konnte man ihn hören. Auch auf seinem Gesichte spiegelte sich tiefer Kummer ab, wie auf dem seines Sohnes.

„Vater,“ hob der junge Mann endlich mit dumpfer und tonloser Stimme an, „Vater, sage mir doch, Welch ein Fluch auf mir lastet! Habe ich Euch nicht immer Gehorsam geleistet, Euch die Pfürnde gewissenhaft gereicht und Euch in Ehren gehalten meiner Lebtag? Warum geht es mir schlecht anstatt wohl auf Erden?“

Der Greis stand auf, trat ans Fenster und schaute hinaus, ob Niemand in der Nähe sei, der sie belauschen könne. Dann kehrte er zurück, setzte sich seinem Sohne gegenüber und erwiderte leise und langsam:

„Ich habe diese Frage längst erwartet. Ja, ich habe mich gewundert, daß Du so geduldig damit gewartet hast bis jetzt. Tag und Nacht habe ich gebetet, damit Gott seine Hand zurückziehe und die Unschuldigen verschone. Ich meinte, es solle nicht nöthig werden, die Sünden der Väter aufzudecken. . . . Aber Gott ist gerecht, und die Sünden der Väter werden gestraft an den Kindern und bis in das dritte und vierte Glied, Du aber gehörst ins vierte.“

Entsetzt fuhr der junge Haller zusammen über diese Andeutungen. Das hatte er nicht gehäht. Der Alte aber fuhr fort:

Höre: Den Fluch Gottes hat mein Urgroßvater Mathias auf unser Haus gebracht; der hat schwere Verbrechen verübt und sein schuldbeladenes Leben ohne Reue und Buße im Wahnsinn beschlossen. Zu dem kam eines Abends ein Mann, der Geld für das Kloster Weingarten mit sich führte, und bat um ein Nachtlager. Er zeigte dem Ahnen seinen schweren Beutel und sagte, er getraue sich diese Nacht

nicht mehr, nach Weingarten zu gehen, wegen des großen Walbes und des umherlaufenden Gefindels. Mathias möge ihn darum über Nacht behalten. Morgen gedente er dann vor Fahnen schrei von dannen zu ziehen, um des Gelbes zeitig los zu werden. Er schnittete dasselbe in einen ledernen Gurt und schnallte ihn um seinen Leib.

Dem Urahn war der Teufel schon in den Leib gefahren beim Anblick des vielen Gelbes. Er bot dem Gaste einen Krug Wein an und trank mit ihm, bis derselbe einschlief.

Die Urgroßmutter hörte gegen Mitternacht einen dumpfen Schlag und ein Hin- und Hergehen im Haus. Sie stand auf und eilte hinunter in die Stube. Von da vermeinte sie, das Geräusch komme vom Keller her. Wie sie aber die Treppe hinunter kam, war die Thür verschlossen. Von Angst und Entsetzen gepackt, sprang sie zurück in die Schlafkammer, um sich Licht zu holen. Da hörte sie aber ihren Esherrn kommen, den sie gar über alle Maßen fürchtete, weshalb sie sich rasch ins Bett legte und that, als ob sie bisher geschlafen habe.

Der entfernte sich denn auch wieder.

Eine Stunde später stand das Haus in Flammen.

Mathias rettete seinen Sohn mit eigener Lebensgefahr aus dem Feuer; er wäre sonst umgekommen, denn er schlief in der Kammer über dem Rossstall.

Nach diesem Vorfall wurde lange auf einen Fremden gefahndet, der das Haus des Mathias Haller, in welchem er gastfreundlich aufgenommen, in Brand gesteckt und eine große Summe Gelbes, das dem Kloster Weingarten von verschiednen Edlen und Fürsten gesandt war, unter schlagen habe.

Man ergriff bald einen Verdächtigen. Das war ein junger Blut, ein Handwerksgefelle, der hatte auch einen Beutel voll Geld bei sich. Mathias sagte vor Gericht aus, daß dieser der Fremde sei, und der wurde nach kurzem Prozeß gehängt, obwohl er Gott und die Mutter Gottes zu Zeugen seiner Unschuld angerufen hatte.

Mathias baute ein größeres stattliches Haus. Aber der Friede war nicht mit eingezogen. Der Hausherr war finsterner als zuvor und die Haus-

frau war gar trübselig und verschwiegen. Wenn sie allein war, weinte sie, und wenn ihr Mann da war, zitterte sie. In den Keller ließ er die ängstliche Frau nie mehr, auch war er, so lange die Arbeiten des Aufbaues im Keller dauerten, immer selbst dabei.

Da ergab es sich, daß die unglückliche Frau im Traume wirre Sachen sprach, die dem Urgroßvater gar nicht gefallen haben müssen, denn von da an sperrte er sie ein und behauptete, sie sei nicht mehr ganz bei Sinnen und zeitweise sogar tobsüchtig.

Sie war ein schwaches gebrechliches Geschöpf und starb bald ob dieser harten Behandlung.

Jetzt vermeinte Mathias, es sei Niemand in der Welt, der eine Ahnung von jener dunklen That haben könnte. Aber sein Weib hatte ihren Kummer dem Sohne anvertraut, ihn aber beschworen, daß er nicht gegen seinen Vater auftreten solle. Er hatte für diesen ein vermögliches Weib ausgesucht. Eine glückliche Ehe hat es aber nicht gegeben. Sie hatten den Unfrieden im Hause und als bei einem großen Eisgang das jüngste Kind des jungen Haller sein Grab in den Fluthen des Weisers fand, stürzte mein Großvater seinem Kinde nach, um es zu retten. Der Urgroßvater Mathias wollte seinen Sohn bei diesem Beginnen zurückhalten. Sein Sohn aber sagte ihm rasch ins Ohr hinein: Wenn wir umkommen da drinnen, ich und mein Kind, so hast du es verschuldet — im Keller. Daraufhin ließ ihn der Alte im Schrecken los und mein Großvater ertrank. Vater und Töchterchen wurden in ein Grab gelegt. Das hat nun dem Urgroßvater den Verstand gekostet.

Er, der sein Weib für irrsinnig ausgab, wurde in Wahrheit irrsinnig und wurde in der gleichen Kammer eingesperrt, in welcher er die Arme gefangen hatte. Er zählte in seiner Geistesabwesenheit beständig Geld, legte sich zuweilen der ganzen Länge nach auf den Boden hin und röchelte und stöhnte wie ein Sterbender, aber ein Bekenntniß oder eine Selbstanklage seiner Schuld hatte er selbst im Wahnsinne nicht gemacht. So starb er auch. Kein Geistlicher vermochte etwas über ihn.

Mein Vater nun, der Sohn des Ertrunkenen,

war zur Zeit jenes Eisganges schon erwachsen und wußte als der Erstgeborne von seinem Vater, was der Großvater Mathias für ein Verbrechen verübt habe. Er heirathete ein armes Mädchen, die ihn nur um des zeitlichen Gutes willen genommen haben soll. Sie wurde der Hexerei angeklagt und verbrannt.

Darob theilte mein Vater mir die Geschichte vom Urgroßvater mit und bat mich inständig, Alles im Stiche zu lassen, den Wanderstab zu ergreifen und eine andere Heimath zu suchen, auf welcher kein Fluch Gottes liege. Aber ich brachte es nicht über mich, all' die Reichthümer zu verlassen und arm in die fremde Welt hinauszuziehen, auch hatte ich Deine Mutter als ein sittliches Mädchen kennen gelernt und wollte ihr ein gewisses Glück und eine schöne Heimath bereiten. Ich blieb, gründete den Hausstand und wurde vom Unglücke verfolgt gleich den Andern. Mein Weib und meine Kinder, bis auf Dich, raffte die Pest hinweg. Du allein bist mir geblieben.

Ich wurde krank vor lauter Vorwürfen, die ich mir darüber machte, daß ich den Rath meines Vaters nicht befolgt hätte. Vielleicht wären sie alle nicht gestorben, wenn ich es gethan hätte. Und wenn ich arm anderswo angefangen hätte mit dem Segen Gottes, so wäre ich weiter gekommen als hier, wo nun einmal kein Glück ist. Nun kann ich nicht, als alle Stunden beten, daß Gott uns von seinem Fluch endlich befreie. Die doppelte Blutschuld hat schon viele unschuldige Opfer gefordert und das ungerechte Gut zehrt das gerechte auf. Der Urgroßvater hat nicht nur für sich gesündigt, sondern hat sich an allen vergangen. Du aber, o Herr, erbarme Dich unser!"

So schloß der Alte seinen langen Bericht und begann leise zu beten. Der Junge aber stützte den Kopf in beide Hände und starrte schweigend vor sich hin.

Unterdessen weilte Crescenz in Walbsee bei ihren Bekannten, des Weber Achler's Familie. Dessen Häuschen befand sich an der Stadtmauer neben dem Schloßthor. Von hier aus war man in wenigen Schritten in der Kirche angelangt. Crescenz konnte sich heute nicht enthalten, den guten Weberleuten ihre Noth

zu klagen. Diese trösteten das bekümmerte Weib nach besten Kräften und Crescenz ging, nachdem sie von der Achler'schen Familie Abschied genommen, hinüber in die Kirche. Langsam wandelte sie durch die Kirche vor, dem Kreuzaltar zu. Plötzlich blieb sie überrascht stehen. Durch ein leises Flüstern aufmerksam gemacht, hatte sie unwillkürlich aufgeschaut und war nun Zeuge eines rührenden Anblicks. Vor den Stufen des Altars kniete ein Mädchen von seltener Schönheit und Anmuth, ganz versunken in die innigste Andacht. Große Schweißtropfen standen auf der schönen, reinen Stirne; auf dem lieblichen von Anmuth und Anschuld strahlenden Antlitz lagerte ein Zug des tiefsten mitleidenden Schmerzes. Kein Mensch war sonst in der Kirche.

„Der Du für uns bist gezeißelt worden!“ flüsterte es wiederholt aus dem Munde der jugendlichen Beterin. Sie war offenbar in die Betrachtung unseres Heilandes so vertieft, daß sie nichts von ihrer Umgebung sah und hörte. Crescenz war regungslos stehen geblieben. Sie hatte sich selbst vergessen bei dem Anblicke des Mädchens, das ihr im Anfange wie eine höhere, himmlische Erscheinung vorkam. Kein Auge wendete sie weg. So hatte sie noch nie beten gesehen.

Allmählich erbebte die schlaffe, jugendliche Gestalt unter dem Mitgefühl der Schmerzen, welche sie in ihrer lebendigen Betrachtung im Geiste mit dem Heilande erduldete. Langsam perlten die Thränen, eine nach der anderen, der fremdartigen Erscheinung über die zarten, von rosigem Hauche angewehten Wangen, ohne daß sie es sonst zu merken schien und Crescenz mußte mit ihr weinen. Ihr lautes unwillkürliches Aufschluchzen weckte endlich die junge Beterin aus ihrer Andacht, sie schaute auf. Da konnte die Crescenz sich nicht mehr länger halten. Thränen der Rührung noch im Auge, trat sie zu der jugendlichen Gestalt hin.

„Wer bist Du, wunderbares Mädchen, redete sie dieselbe an, wer bist Du, von Gott so begnadigt, daß Du die Leiden seines Sohnes mitfühlst, als geschähen sie Dir selber? O sage mir, bist Du ein Engel, von Gott gesandt, um



mich zu belehren, wie auch ich mein Kreuz tragen soll?"

Erschrocken erhob sich das Mädchen rasch. Wie sie aber einen Blick auf die kummervolle Gestalt der armen Crescenz geworfen hatte, so ging es eigenthümlich über ihr Angesicht, wie von einer himmlischen Eingebung, und sie sagte:

„Niemand kann des Herrn Leiden genug verstehen. Doch wer es am meisten betrachtet, dem ist alles irdische Leid ein süßes Kreuz und hochbegehrte Gnade. Darum sollte es Jedermann erfassen, so gut er kann; man würde alle Schmerzen leicht ertragen.“

„Du sprichst wunderbar tröstend,“ erwiderte Crescenz, die von diesen Worten wunderbar tief ergriffen wurde und immer mehr überzeugt ward, daß Gott ihr dieses Mädchen zur besondern Hülfe gesandt hatte; „aber wer bist Du denn?“

„Ich bin ja Achler's Elisabeth, und Ihr habt heute Nachmittag meinem Vater, dem Weber, Eure Noth geklagt. Ich habe auch den göttlichen Heiland inständig gebeten, daß er doch Euer Kreuz leichter mache.“

Crescenz blickte voll überströmender Dankbarkeit das holde Mädchen an und erkannte es jetzt. Langsam fragte sie:

„Was kannst Du mir sagen, daß ich thun muß, um diesen Fluch von meinem Hause abzuwenden?“

Elisabeth schaute auf und sagte leise und langsam, als ob es ihr eine göttliche Stimme eingäbe:

„Wißet Ihr, daß Ihr nur Verwalter Eures Vermögens seid und Gott Rechenschaft darüber schuldet?“

Crescenz antwortete:

„Wohl habe ich manchen müden Wanderer erquidt mit Speise und Trank, aber ich habe dabei freilich immer gerechnet, ob es nicht auch zu viel werde, und ich habe an dem Almosen des Einen geknauert, damit ich für den Andern nicht mehr brauchte. Aber ich will mich bessern.“

Elisabeth blickte sie wiederum an und sagte:

„Almosen gibt, wer von dem Seinen geben kann, aber das Eigenthum schreit nach seinem Herrn.“

Crescenz erschrak und ward bleich.

„Was soll das Elisabeth?“ fragte sie entsetzt über die sonderbare Rede Elisabeths.

Diese aber sah das arme Weib, welche ja von der furchtbaren Schuld nichts wußte, die auf ihrem Hause lastete, überaus ernst und lieblich an und sagte:

„Es drängt mich Euch nochmals zu sagen: So lange das unrechte Gut nicht wieder ersetzt ist, weicht auch der Fluch Gottes nicht. Ich verstehe es selber nicht, was mich gedrängt hat, Euch das zu sagen, aber ich will beten, daß alles gut geht.“

Damit ging Elisabeth zum Seitenaltar hinüber, und Crescenz wagte nicht, ihr zu folgen. Noch eine Zeitlang betete sie, dann nahm sie Abschied von der Kirche und ging.

Rasch eilte sie der Heimath zu. Wie getragen von unsichtbaren Händen verspürte sie weder Abspannung noch Ermüdung. Es trieb sie nur vorwärts, um sogleich ihrem Manne sagen zu können: Wir wollen das ungerechte Gut, das sich etwa in unseren Händen befindet, an seinen rechtmäßigen Herrn zurückgeben, und wenn wir auch arm werden; wir wollen freudig hergeben, was unser ist, wir wollen die Armuth leiden um Jesu Christi willen, damit wir wenigstens den Frieden und Segen Gottes haben und unser Heil sicher stellen. Das sagte sie sich alles und befestigte sie sich in ihrem Entschlusse so sehr, daß sie in diesem Augenblicke bereit genesen wäre, selbst Alles hinzugeben, falls das Gebot der Gerechtigkeit das verlangte, und mit Freuden nach dem Wander- und Bettelstab zu greifen, wenn es sein müßte.

Ihre Kinder kamen ihr zu der bestimmten Stunde entgegen bis zur Nothhelfer-Kapelle, die am Wege lag, und sie traten mit einander in das Heiligthum. Crescenz hatte noch nie mit solchem Vertrauen gebetet, wie heute. Nach einiger Zeit brachen sie auf, um vollends die kurze Strecke bis zur Heimath zurückzulegen. Crescenz aber schien ganz umgewandelt zu sein; eine eigene, fast freudige Erhabenheit umgab sie; die feste Entschlossenheit, den Willen Gottes und seine unabänderliche Gerechtigkeitsliebe um jeden Preis zu erfüllen, prägte ihrem Angesichte Friede, Ruhe und Freude zugleich auf.

So trat sie in das Pfündnerstübchen, wo die beiden Männer, Vater und Sohn noch beisammen saßen, niedergedrückt von dem Bleigewichte des entsetzlichen Fluches des Verbrechens. Erstaunt blickten beide auf Crescenz, und ihr Mann sagte tonlos und mit verzweifelter Miene: „Du hast wohl bessere Botschaft erhalten als ich?“

„Es wird wohl sein,“ war die Antwort. Nun erzählte sie ihre Begegnung mit Elisabeth und die geheimnißvollen Andeutungen, die sie ihr gemacht hatte und schloß: „Und nun beschwöre ich Euch nur um Eins: Saget mir's, wenn ein unrechtes Gut auf uns lastet; saget mir's, damit es noch heute zurückerstattet werde. Wenn Ihr nicht wollt, so will ich Alles auf mich nehmen, alles selbst heimgen, und wenn wir Haus und Hof verlassen müßten, Gottes Segen ist über Geld und Gut.“

„Nun können wir freilich nichts mehr verschweigen,“ sagte der alte Vater, „da scheint Gott uns den Weg zum Bessern zeigen zu wollen.“ Und nun erzählte er Crescenz die schrecklichen Verbrechen, welche auf der Geschichte des Hauses lasteten. Das war nur der Anfang der Besserung.

Am anderen Morgen ging Jacob Haller in seinen Keller und begann dessen Boden umzugraben. Der ganze Keller wurde durchwühlt und schon glaubte er, nichts mehr zu finden. Da stieß er ganz an der Mauer auf menschliche Knochen und auf eine alte, vermoderte, beim Berühren zerbröckelnde Geldgurte, die aber natürlich leer war. Jacob wußte genug. Er, seine Frau und sein alter Vater knieten vor dem Gerippe nieder und beteten weinend mit einander die Psalmen für die Verstorbenen. Dann ging er zum Herrn Pfarrer und theilte ihm alles mit; dieser aber gab ihm Rath, was er weiter thun sollte. Die gefundenen Gebeine wurden gesammelt und auf dem Gottesacker begraben. Nun galt es noch, die Zurückerstattung des fremden Gutes. Jacob hatte im Sinne, sein ganzes Anwesen zu verkaufen und den Erlös davon dem durch seinen Urgroßvater beraubten Kloster Weingarten zurückstellen. Es fand sich aber Niemand, der ein Haus kaufen wollte, in dem ein Mord geschehen sein sollte

und aus dem eine Heze verbrannt wurde. So blieb ihm nur übrig, seine besten Güter zu veräußern, was bald geschehen war. Mit dem Erlösten wanderte er Tages darauf nach Weingarten hinüber und verlangte Audienz beim Abt. Hier bat er, außer dem Gelde auch sonstiges Anwesen anzunehmen. Allein der Abt schenkte ihm Alles; nur gab er ihm auf, eine Seelenmesse für den Ermordeten zu stiften und eine Schenkung an das „Klösterlein“ in Neutte zu machen. Das that Jacob auch freudig. Den größten Theil des erlösten Geldes trug er gleich auf dem Rückwege von Weingarten nach Neutte und übergab ihn dort an des Klosters Schwelle der Pförtnerin; von dem Reste stiftete er eine Seelenmesse für den unglücklich Erschlagenen und that außerdem im Verein mit seinem Weibe allenthalben Gutes ohne Vorbehalt.

Es war ihm nur noch ein kleines Gütlein geblieben, das ihn und seine Familie gerade knapp ernährte; aber der Segen Gottes war eingekehrt bei ihm, und Friede und Zufriedenheit verfüßten den Genuß des Wenigen wunderbar, und Gottes Segen wirkte auch seine Wunder.

Seine Kinder gesundeten allmählich, wurden kräftig und frisch und halfen den Eltern arbeiten. Der Vater Jacobs durfte es noch erleben, daß seinem Sohne die Güter wieder zufielen, die er um der Gerechtigkeit willen veräußert hatte. Das Unglück blieb vom dem Tage der Zurückerstattung von dem Hause fern. Von Tag zu Tag kam Jacob mehr vorwärts, und es stellte sich allmählich, trotz des fortgesetzten reichlichen Almosengebens Jacobs und seines Weibes ziemlicher Wohlstand bei ihm ein.

Im Jahre 1403 pilgerte Jacob Haller mit seiner ganzen Familie nach Neutte, um noch einmal jenes wunderbare Mädchen zu sehen, das seinem Weibe so guten Rath gegeben und den Segen des Himmels für sie und die Thringen erfleht hatte. An diesem Tage zog Elisabeth Achler von Waldsee mit 4 weiteren Schwestern des Ordens der Franziskanerinnen in das „Klösterlein“ zu Neutte ein.

Sie war damals eine blühende Jungfrau von 17 Jahren und starb genau nach nochmals 17 Jahren als selige „Elisabeth die Gute.“

## Auf dem Friedhofe.

---

**G**in geheimes Sehnen zieht mich  
Zu dem stillen Garten hin  
Wo die Lüfte leise flüsternd  
Durch die Trauerweiden ziehn;

In des heil'gen Kreuzes Schatten  
Ruht sich's sicher, ruht sich's gut  
Seit von dort auf uns geflossen  
Jesu welterlösend Blut.

Wo die dunkle Ephemranke  
Kosend Kreuz und Grab umschlingt  
Und vom Abendwind geschaukelt  
Klagend sich die Ampel schwingt.

Friedhof, du hast keine Schrecken  
Seit der Retter niederstieg:  
„Tod, wo bleibt nunmehr Dein Stachel,“  
„Hölle, sprich, wo ist Dein Sieg!“

Stumm verkündet auf den Hügeln  
Kreuzes-Inskrift weß' der Staub,  
Den sie decken; graue Steine  
Grüßen düster durch das Laub.

Trostlos ist der Friedhof denen,  
Die des Glaubens Schiffbruch traf;  
Doch die Kinder Gottes finden  
Drinne einen süßen Schlaf.

Hier und da noch welcke Blumen  
Dort ein Immortellenkranz  
Trauern um erlosch'ne Liebe,  
Zeugen von verblich'nem Glanz.

Ruht denn sanft, ihr Erdenpilger  
Drunten in der kühlen Gruft  
Bis der Herr nach kurzer Weile  
Euch zum neuen Leben ruft.

Aber in des Gartens Mitte  
Hehr, wie einst im Paradies,  
Streckt die Arm' der Baum des Lebens  
Ueber alle, minnig süß.

Ruhet sanft ihr müden Schläfer,  
Bis ein frohes Aufersteh'n  
Gottes Engel uns verkünden;  
Lebet wohl! „Auf Wiederseh'n!“

P. W. Seck, O. S. B.



## Die allerseligste Jungfrau in Poesie und Kunst.



Die Poesie ist für das Schöne das Nämliche, was die Wissenschaft für das Wahre und die Weisheit für das Gute ist.

Das Schöne, das Wahre und das Gute, zurückgeführt auf ihre Quelle, sind drei Arten des göttlichen Seins.

Das Wahre ist der wesentliche Charakter Gottes. Gott ist die Wahrheit. Das Schöne ist der Abglanz des Wahren und das Gute ist sein Hauch. Sie alle drei bilden gewissermaßen eine Trinität. Das Wahre ist der Ausgang des Schönen und aus der gegenseitigen Beziehung Beider geht das Gute hervor.

Das Schöne, die Verkörperung des Vorbildes aller Schönheit, ist also der Sohn Gottes. Die Welt ist sein Gedicht.

Alle Kreaturen mit der unendlichen Mannigfaltigkeit ihrer Eigenschaften, ihrer Gestalten, ihrer Contraste, ihrer Harmonieen, ihrer Ausdrücke und ihrer Wirkungen, der Himmel, die Erde, die Meere, — diese ganze Poesie der Natur, deren abwechselndes und unablässig sich erneuerndes Schauspiel so viele und so tiefe Eindrücke auf unsere Seele macht, ist gleichsam das Instrument, auf welchem das Wort Gottes uns seine unsichtbaren Vollkommenheiten vorträgt und zu erkennen gibt. „Durch den Glauben erkennen wir, daß die Welt durch das Wort Gottes geschaffen worden, damit aus Unsichtbarem Sichtbares würde.“

Das Wort, dieses unendliche Schöne, ist also das Ideal und die Quelle des unendlichen Schönen; es ist das Ideal und die Quelle jeder erschaffenen Poesie, und zwar erstlich der Schöpfung, welche seine eigene Poesie ist, und dann, wegen der Ableitung, auch unserer Poesien, welche unsere Schöpfung sind. Die menschliche Poesie nämlich, mag sie sich ausdrücken durch die Sprache, oder durch die Musik, oder durch die Plastik, ist nichts Ande-

res, als Gott, insofern er schön ist, — als Gott, sage ich, der entweder im Universum oder im Gewissen gesehen, gefühlt und verstanden wird, um in den Werken unserer Schöpfung seine Dolmetscher und Ausleger zu haben.

Die Poesie hat, um zu existiren, nicht einmal nothwendig, sich in Worten kundzugeben. Sie entsteht in uns und erfüllt mit ihrer Wonne unser Inneres, meistens ohne aus demselben hervorzutreten; oder vielmehr sie geht von Gott in uns über durch die Wunderwerke der Natur, wie sie vom Dichter in uns übergeht durch die Wunderwerke der Kunst.

Was muß es nicht also erst sein, wenn der Schleier dieser Natur, die uns das Schöne zwar ausprägt, aber bei all dem doch verhüllt, einmal hinweggehoben wird, und wenn unsere Seele von diesen Sinnen, die sie an jenen Modus der Mittheilung binden, einmal los und frei ist! Was muß es nicht dann erst sein, sage ich, wenn diese Seele vollends eintritt in das Reich des Schönen, wenn sie es nicht mehr sieht durch einen Spiegel, räthselhaft, sondern ganz so, wie es ist.

Ein solches Vorgefühl gibt uns auch das Christenthum von dem Schönen. Dasselbe übersteigt Alles, was der menschliche Geist sich bis dahin von ihm gedacht hatte. „Was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, und in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott denen bereitet, die ihn lieben! — „Sie werden trinken werden von dem Ueberflusse deines Hauses; und mit dem Strome deiner Wonne wirst du sie tränken“ — „Ich will in Gerechtigkeit vor deinem Angesichte erscheinen; ich werde satt werden, wenn sichtbar wird deine Herrlichkeit!“

Das Schöne selbst, wie wir es eben definiert haben, ist in diese Welt gekommen, in die

Welt der Schönheiten, die von ihm selber gemacht war, und die es nicht mehr kannte. Das Ideal ist sichtbar geworden. „Obgleich Jesus Christus von Natur Gott war, so hat er sich doch selbst entäußert, hat Knechtsgestalt angenommen und ist im Aeußeren wie ein Mensch befunden worden.“ In ähnlicher Weise, wie der Apostel, hat auch schon der Prophet von ihm gesagt: „Er ist es, der Alles weiß und kennt; der die Erde bereitete auf ewige Zeit und sie erfüllte mit Vieh und mit vierfüßigen Thieren; der das Licht sendet und es geht; der es ruft, und es gehorcht ihm zitternd. Die Sterne geben ihr Licht auf ihren Posten, und sie freuen sich; sie werden gerufen und sagen: Da sind wir! Sie leuchten mit Lust vor ihrem Schöpfer! So ist unser Gott; kein anderer ist ihm zu vergleichen!“ . . . Darnach erschien er auf Erden und wandelte unter den Menschen.

Alle Poesie der Religion kommt ihr somit aus ihrem eigenen Innern, ab intus, aus ihren Tabernakeln, wo ihr König thront unter einer Form, die am wenigsten poetisch ist, und die auch am wenigsten poetisch zu sein braucht, weil er das Wesen der Poesie selbst ist und jenen anderen Spruch des Psalmisten auf sich anwenden läßt: „Myrthe und Aloe und Cassia duften aus deinen Kleibern, aus deinen elfenbeinernen Häusern!“

Um nunmehr von allem diesem die Anwendung auf Maria zu machen, brauchen wir bloß wieder zu sammeln, was wir ausgestreut haben.

Maria ist die Mutter des unendlichen Schönen, das sich im Endlichen kundgethan hat. Dieses Schöne ist eine Blume, von welcher sie der Stengel ist. Alles, was diese Blume von Poesie ausduftet und hervorbringt, ist also in Maria wie in seinem ersten und unmittelbaren Ausfluß. Sie allein hat das Schöne ganz so empfangen, wie es an sich ist, nämlich in jener wesentlichen und unerschaffenen Schönheit die alle Engel, ja Gott selbst, entzückt, die mit ihrem Widerschein aus allen Wunderwerken der Natur hervorleuchtet und alle Wunderwerke der Kunst einflößt. Was die Künstler, was Homer, Phidias, Raphael, Palestrina, von diesem unaussprechlichen Schönen wahrgenom-

men und wiedergegeben haben, war nur ein Hauch, ein Zug, eine Farbe, ein Ton von jenem Ideal, von welchem Maria die volle Wirklichkeit und die wirkliche Fülle empfangen, besessen und erzeugt hat. Maria ist vorzugsweise der Künstler; sie ist die Königin der Kunst und der Poesie. Denn sie empfing und erzeugte als ihr eigenes Werk den Urheber und Einflüßer aller Werke, das Schöne in Person, in welchem alle Schätze der Kunst und der Poesie enthalten sind.

Eben darum ist die allerseligste Jungfrau das erste Werk, das Meisterwerk jenes Schönen, das in ihr Fleisch angenommen hat.

Maria ist an Schönheit ebenso erhoben worden, wie sie an Gnade erhoben worden ist; denn die Gnade hat die Wirkung, in Schönheit zu verwandeln und zur Schönheit zu verklären. Weil sie unter allen Kreaturen die heiligste ist, darum ist sie auch unter allen die schönste, wegen der Identität des Guten und des Schönen.

Wie man die allerseligste Jungfrau die erschaffene Heiligkeit genannt hat, so kann man sie folglich auch die erschaffene Schönheit nennen, d. h. die vornehmste unter allen erschaffenen Schönheiten, von der Blume des Feldes bis zum höchsten Seraph. Sie hat keinen Anderen über sich, als das unendlich Schöne, den Schöpfer, der hier auf Erden die Frucht ihrer Jungfräulichkeit war.

Es ist also keineswegs eine leere Uebertreibung, sondern eine strenge Folgerung aus der katholischen Lehre, wenn die Poesie bei ihrer Berührung mit Maria sich zur höchsten Begeisterung entflammt und alle Vergleiche und Bilder, welche die Natur ihr darbietet, wahrhaft erschöpft, um sie zu loben und zu preisen als diejenige, die alle erschaffenen Schönheiten in sich vereinigt und noch weit über dieselben hinausragt. Selbst der satyrische und für die heidnische Literatur schwärmende Erasmus, tief ergriffen bei dieser Betrachtung der allerseligsten Jungfrau und hingerissen von Bewunderung, vermag sie nicht anders zu loben.

„Du bist strahlender, als die Morgenröthe,“ sagt er, „bist milder, als des Mondes Silberschein, bist reiner, als die eben geöffnete Lilie, bist weißer als der frisch gefallene Schnee, bist

CARMELITE FATHERS,


MT. CARMEL COLLEGE

NIAGARA FALLS

anmuthiger, als die Frühlingsrose, bist kostbarer, als der Rubin, bist süßer, als der Honig, bist angenehmer, als das Leben, bist höher, als die Himmel, bist keuscher, als die Engel. Sei gegrüßet, du edles Heiligthum des ewigen Gottes, du erhabener Thron der Gottheit !“

Die heilige Schrift ist in dieser Art und Weise, Maria aufzufassen und zu loben, allen Dichtern vorangegangen ; sie selbst hat ihnen das Beispiel sammt der Vorschrift gegeben. Sie kleidet den Cultus der allerseeligsten Jungfrau in alle Farben und Bilder, die sie im Universum nur immer hat sammeln können.

## Die Schwurfinger.

er Kaufmann Philippo Donati befand sich an einem Sonntage im Spätfrühling mit seiner Frau Martha und seinen jungen Söhnen Karl und Mloys auf einem Spaziergange. Sie ergingen sich in einem Gehölz von Kiefern und Fichten unweit ihres Wohnortes. Es war wunderschön draußen, der Himmel so klar, der Wald so grün, belebt von munteren Vögeln mit ihrem Gesange, die Luft so mild, durchwürzt vom Dufte des Nadelholzes. Deshalb herrschte auch bei den Lustwandellenden die heiterste Stimmung. Da machte Karl die Bemerkung : „Sieh einmal, Vater, wie bunt und seltsam das aussieht ! An allen Zweigen der Bäume stehen zarte, fingerlange Sprossen emporgerichtet, die hellere Farbe haben, als die dunkelgrünen Zweige — immer zu dreien. Soweit man sieht, ist alles damit besetzt bis in die Spizen der Bäume hinauf. Wie seltsam ! Unser Rektor sagte neulich, als er mit uns einen Ausflug machte, die dreizähligen aufrechten Sprossen sähen gerade so aus, wie die drei Finger, welche der Schwörende beim Eide emporhebt — ein ganzer Wald voll Schwurfinger.“ Diese Bemerkung des Knabens brachte eine höchst auffallende Wirkung hervor. Bei Vater und Mutter verschwanden sofort der heitere und freundliche Gesichtsausdruck und machten finstern und strengen Mienen Platz. Die lebhaftere Unterhaltung verstummte. Mit unwilligem Tone, welchen Karl gar nicht begriff, sagte der Vater : „Euer Rektor sollte euch lieber besser im Rech-

nen unterrichten, worin ihr noch sehr zurück seid, als daß er seine Schüler mit solch müßigen und einfältigen Einfällen unterhält.“ Die Mutter aber sagte : „Laßt uns nach Hause gehen ! Rasch, Karl und Mloys, lauft voraus ; der Vater und ich kommen nach.“

Was lag denn in den Worten des Knaben so Ungehöriges und Verstimmendes ? Offenbar an und für sich gar nichts. Jeder aber wird diese verstimmende Wirkung sich leicht erklären können, wenn man ihm sagt, daß Philippo Donati das Verbrechen eines falschen Eidschwures auf dem Gewissen hatte, und seine Frau darum wußte. Daher kam es, daß alles, was an Schwören erinnerte, sie beide peinlich berührte.

Donati war ein jähzorniger Mann und geizig. Er hatte einen Knecht, der ihn ärgerte.

Bei einem solchen Anlaß nun hatte er den Knecht die Treppe hinuntergeworfen, wobei dieser einen Schenkelbruch davontrug, so daß er hinkend wurde. Der Knecht verklagte den Kaufmann wegen Mißhandlung und auf Schadenersatz. Der Staatsanwalt beantragte im Gerichtstermin die Verurtheilung Donatis zu einer Strafe, ferner zur Erstattung der Kurkosten an den Knecht, sowie an Zahlung einer jährlichen Rente von bestimmter Höhe an denselben, wegen dessen Unfähigkeit, sein Brod wie früher zu verdienen. Da schwur der geizige Donati, der Knecht habe den Fall gethan durch eigene Schuld, weil der eigenfinnige Mensch der Warnung seines Herrn, der ihm geradezu verboten habe, eine Last die Treppe

hinunterzutragen, zuwidergehandelt habe. Infolge dieser Aussage wurde die Klage des Knechtes abgewiesen. Die Frau Donati's war Zeugin des Vorfalles gewesen, hatte aber geschwiegen. Seitdem fanden sie beide keine Ruhe mehr in ihrem Innern. Das böse Gewissen wollte nicht einschlafen. Martha nahm es sich noch mehr zu Herzen, als ihr Mann. Man fand sie oft sehr verändert, auffallend schweigsam, feufzend, reizbar und nervös.

Seit dem Vorfalle im Kiefernholze wurde diese Veränderung immer auffallender, ja, beforgnißerregend. Die Frau schien auf dem Wege zu sein, wahnsinnig zu werden. Bald zeigten sich deutliche Spuren davon.

Sie kam auf die Idee, daß die drei Finger ihres Mannes, welche er zum Schwur erhoben hatte, bei den Worten: „So wahr mir Gott helfe!“ mit einem Fluch behaftet seien. Sie wollte nicht leiden, daß ihr Mann sie oder die Kinder mit diesen Fingern berührte. Wenn er mit diesen Fingern sich segnen wollte, mittels des heiligen Kreuzzeichens, hielt sie ihm oft verstierten Blickes die Hand fest, indem sie sagte: „Mit diesen Fingern hast du dich verflucht. Sie verwandeln alles Segnen in Fluch. Segne dich lieber gar nicht.“ Als sie ihn einmal, natürlich mittelst dieser Finger, schreibend fand, riß sie ihm das Papier fort und fragte mit ernstlicher Miene: „Schr:ibst du Flüche und Verwünschungen?“

Fast komisch war es anzusehen, wenn Donati, der ein starker Schnupfer war, sich anschickte, eine Priße Tabak zu nehmen, und Martha ihm, die Hand auf seinen Arm legend, beängstigt sagte: „Halt ein, du vergiftest dich, wenn du mit diesen Fingern den Tabak nimmst.“ Als er einstmals an einen der Finger ein Geschwür bekam, mußte er sich sehr hüten, daß die Frau es nicht bemerkte: sie wäre sonst in große Aufregung gerathen aus Furcht, alle drei Finger möchten den Ausfluß bekommen und abschwären.

Vergebens gab der Mann sich alle Mühe, die Idee ihr auszureden. Vergeblich war sein Spotten, Schelten, Drohen. Gegen Irrsinn ist dies alles machtlos, ja, verschlimmert nur die Sache. Es waren diese stets wiederkeh-

renden Aengste und Zusprüche seiner Frau für ihn außerordentlich peinlich. Jedesmal verspürte er gleichsam ein Zusammenzucken des bösen Gewissens. Dazu kam die Furcht, durch die Sonderbarkeiten seiner Frau möchte das Geheimniß des Meineides verrathen werden. Martha hatte zwar dennoch Befonnenheit genug, mit ihren Aeußerungen in Gegenwart anderer zurückzuhalten; allein wer bürgte dafür, daß, wenn der Zustand sich verschlimmerte, nicht auch diese Vorsicht schwand. Er wurde selbst bei all' diesen Aufregungen zunehmend nervös und tiefsinnig.

Der kleine Mloys war die unschuldige Ursache, daß der Gemüthszustand beider Eltern, zunächst des Vaters, sich noch verschlimmerte. Der Kleine war für die erste heilige Beichte unterrichtet und erforschte sein Gewissen mittels eines sog. Beichtspiegels. Da fand er die Frage: Habe ich falsch geschworen? Er verstand nicht genau, was das war, und ging mit dem Buche zum Vater, den er fragte: „Sieh einmal, Papa, habe ich das wohl gethan?“ Der Vater las und entfärbte sich. Mit verstärktem Gesichtsausdruck gab er dem Knaben das Buch zurück und sagte in barschem Tone: „Nein, das hast du nicht gethan.“ Der Kleine begriff nicht, warum der Vater böse wurde. Er suchte ihn zu versöhnen, indem er fast schmeichelnd sagte: „Nicht wahr, Papa, du auch nicht!“ — Der Vater kam in's Husten; er stand auf und entfernte sich eiligst.

Ein anderes Mal lernte Mloys seinen Katechismus auswendig. Er pflegte dabei die Worte laut sich vorzusagen, um sie desto leichter dem Gedächtniß einzuprägen. Die Mutter war bei ihm im Zimmer. Sie hörte, wie der Kleine las: „Es soll kommen der Fluch in das Haus des falsch in meinem Namen Schwörenden; und er soll bleiben mitten in seinem Hause und es verzehren, sein Holz sammt seinen Steinen.“ Mit Verwunderung und Schrecken bemerkte Mloys, wie die Mutter von einem Zittern befallen wurde, und, indem sie laut aufseufzte: „O du gerechter Gott,“ weinend das Zimmer verließ.

Am nämlichen Abend sagte Martha zu ihrem Manne: „Philippo, laß uns unser Haus ver-

kaufen und zur Miete wohnen.“ Sie theilte ihm das gehörte Fluchwort der Schrift über den falsch Schwörenden mit, — wobei sie ganz bleich und entsezt ausah. Donati erschrak. Wieder eine neue Idee? Was sollte das werden? Er wußte nichts anderes zu erwidern als: „Sei ruhig, wir wollen es überlegen.“

Donati überlegte in der That und kam zu dem verzweifelten Entschlusse, sein ganzes Besitzthum zu veräußern und mit der Familie nach Australien auszuwandern. Er sah voraus, daß der zunehmende Zrrsinn seiner Frau ihn mit der Zeit verrathen würde. In einem fremden, weit entlegenen Welttheil würde er vor gerichtlicher Verfolgung sicher sein. Vielleicht würde auch der Geisteszustand der Frau sich in der ganz veränderten und neuen Umgebung leichter heilen lassen. Er mochte es sich vielleicht selbst nicht gestehen, daß das Fluchwort der Schrift seinen Entschluß mit beeinflusste.

Donati säumte nicht, seinen Plan auszuführen. Natha war sogleich einverstanden. Ihr Zustand besserte sich wirklich in Folge der neuen Sorgen, Veränderungen und Arbeiten — aber nur für eine Zeitlang. Als die Familie sich drüben eingewohnt hatte, kamen die alten Ideen wieder zum Vorschein und bewirkten bei ihr jetzt eine Art von stillem Blödsinn. Sie mußte einer Irrenanstalt übergeben werden.

Inzwischen wuchsen die beiden Söhne heran. Sie machten sich vortrefflich. Karl wurde ein tüchtiger Geschäftsmann. Der fromme Mloys wurde Priester. Letzterer Umstand übte auf Donati einen wirklich segensreichen Einfluß. An dem Tage, als die gesalbte Hand seines Kindes ihn segnete, also an des letzteren Primizfeier, reifte bei ihm der Entschluß, sein Verbrechen wieder gut zu machen. Er ließ eine Erklärung abgehen an das Gericht seiner Vaterstadt, in welcher er sich als meineidig bekannte und die Ehre des Knechtes herstellte. Gleichfalls übersandte er dem Gerichte die Geldsumme, die es ihm gekostet hätte, wenn er seiner Zeit wäre verurtheilt worden, sammt hohen Zinsen. Darauf ging er reumüthig zu den heiligen Sakramenten, welche er seit dem Meineide nicht mehr empfangen hatte.

Nunmehr faßte er sich ein Herz, seinem geist-

lichen Sohne das Geheimniß zu eröffnen. Dem jungen Priester blutete das Herz, als er das lang Verheimlichte erfuhr, aber der Gedanke, daß sein Vater seine Seele gerettet, mischte Trost in seine Trauer. Jetzt war ihm so manches klar, was ihm bis dahin als ein Räthsel vorkommen mußte.

Nach inbrünstigem Gebete begab er sich ins Irrenhaus und ließ sich der Mutter vorstellen; sie erkannte ihn nicht. Er trug ihr zum Beweise, daß er Mloys sei, allerlei Erlebnisse aus seiner Kindheit vor. Da schien sie aufzumerken und zweifelhaft zu werden. Dann aber sagte sie traurig: „Der gute Mloys ist nicht mehr. Der Fluch ist gekommen in das Haus des falsch Schwörenden und hat ihn verzehrt sammt den Steinen.“ Plötzlich rief sie: „O diese Schwurfinger: Ich sah einen ganzen Wald voll Schwurfinger und falscher Eide! Unglücklicher! segne dich nicht mit diesen Fingern, es sind Fluchfinger.“ Nach kurzem Schweigen blickte sie den jungen Priester mit einem irren und verzweifelnden Ausdruck der Augen eine Zeitlang an und sagte, mit sich selbst redend: „Sollte das mein Mloys sein? Er lügt ja nicht. Es ist ein Priester Gottes.“ Sogleich aber war dieser aufdämmernde Schimmer des Befinnens wieder verschwunden.

Mloys wartete eine Weile; dann fing er wieder an, ihr sanft und liebevoll zuzureden: „Mutter, die Fluchfinger sind jetzt geheilt; der Fluch ist von ihnen genommen. Mit diesen Fingern hat er das Geld dargezählt, womit aller Schaden dem Knechte wird vergütet werden. Mit diesen Fingern hat er sich gesegnet, als der Priester in der heiligen Beichte ihn von der Sünde des Meineides losgesprochen hat. Der Vater ist mit Gott versöhnt, der Fluch ist gesühnt. Laßt uns Gott danken, liebe Mutter!“ Auf diese Worte blickt ihn die Mutter durchbringend an, ein heller Schimmer flog über ihr Antlitz. „Sage es mir noch einmal, was du eben sagtest!“ bat sie. Darauf verzog sie das Gesicht ein wenig und sagte: „Mein Kopf thut mir weh. Komm morgen wieder, Priester des Herrn, und sage es mir dann nochmals.“

Mloys verließ sie mit guter Hoffnung, daß



es möglich sein werde, die Geistesstörung zu beseitigen. In der That gelang es allmählich, den Wahn des Zrinnis zu lösen. Sie kehrte zu ihrer Familie zurück, ruhig und vernünftig, aber still und ernst wie eine Büßerin. Noch unverkennbarer trat bei dem bekehrten Donati der Bußeifer hervor. Er hatte ja auch mehr gesündigt.

Moys aber, den jungen Priester, erfüllte nach all diesen traurigen Schicksalen und Wahrnehmungen in der eigenen Familie ein heiliger Zorn und Abscheu wider die Lüge und Falsch-

heit und Meineidigkeit. Wenn er über diesen Gegenstand rebete, so war es, als wenn er einen Kreuzzug predigte wider alle gottlosen und falschen Eide auf der ganzen Welt; als wenn er Blitz und Donner vom Himmel herabriefe, um den Meineidsteufel und alle Lüge zu zerschmettern.

Die Finger, die du zum Schwur erhebst,  
Bedroh'n dich entseßlich, so lange du lebst,  
Wenn du nicht schwörend die Wahrheit sprichst,  
Wenn du die beschworene Treue brichst.

Sie drohen dem Eidestrug  
Mit Zorn und Wehe und Fluch.

---

## Die katholische Kirche in den neuen Interessengebieten der Vereinigten Staaten.

---

Wie der Brüsseler Patriote aus Rom zu melden weiß, hat das Washingtoner Cabinet den Vatican wissen lassen, daß die Vereinigten Staaten auch die Philippinen annectiren würden; dann wird hinzugefügt, daß die Union dem Papste alle Zugeständnisse machen würde.

Was zunächst das letztere angeht, so scheint uns das eine aus der Unkenntniß bereits vollzogener, für die katholische Kirche recht ungünstiger Thatfachen hervorgegangene Wendung zu sein. Wenn die Vereinigten Staaten die Philippinen ein Mal thatsächlich besitzen, dann dürften sie doch wohl kaum gesonnen sein, die katholische Kirche dortselbst auf andern Fuße zu behandeln, als dies bereits in der Kirchenprovinz Santiago — auf Cuba und Portorico — geschieht.

Die schwere materielle Schädigung, welche der Kirche nach Errichtung der amerikanischen Herrschaft bevorsteht, wird deutlich gemacht durch einen Vorgang des vergangenen Monats. Der Erzbischof von Santiago, dem nebenbei bemerkt die Amerikaner die Uebergabe dieser Stadt zum guten Theil verdanken, ersuchte nämlich den dortigen amerikanischen Commandeur, General Lawton, ihm, wie dies auch unter spanischer Herrschaft üblich gewesen, einen monatlichen Antheil an den Zolleinnah-

men zur Gehaltsauszahlung an den Clerus zur Verfügung zu stellen. Es handelt sich dabei um staatliche Verpflichtungen, welche auf der Kirche früher entzogenen Vortheilen beruhen. Der General fragte in Washington an, und hier war man keinen Augenblick ungeschlüssig, die Uebernahme der bisherigen Verpflichtungen der Landesregierung abzulehnen. Der General sollte, hieß es, nur solche Zahlungen machen, welche nach Maßgabe der — amerikanischen Gesetze erforderlich bzw. zulässig seien. Diese Haltung der Amerikaner kann nicht überraschen; sie wollen ein möglichst günstiges Geschäft machen und stoßen darum auch die cubanische Staatsschuld in der einfachen Weise ab, daß sie dieselbe dem unglücklichen Spanien aufhalsen.

So sind die Geistlichen in dem von den Amerikanern bereits occupirten östlichen Theile Cuba's, wo die nordamerikanische Trennung von Staat und Kirche plötzlich eingeführt wird, geradezu vis a vis de rien. Zu den 200,000 Mitgliedern der Civilbevölkerung, die von den bisher spanischen Antillen nach Europa sollen zurückkehren wollen, wird somit der Clerus auch einen Theil stellen.

Dieser Behandlung des Clerus steht zur Seite die Abschaffung des Religions-Unterrichtes in den Schulen.

Von confessioneller Gemischttheit ist bekanntlich auf Cuba keine Rede, um so gewaltiger erscheint diese Maßregel nach amerikanischem Schema.

Was auf Cuba bereits in dem durch die Amerikaner besetzten Theile geschehen ist, wird voraussichtlich rücksichtslos auch in dem übrigen Theile diese Insel, auf Portorico und auf den Philippinen geschehen. Die Kirche hat zu fürchten, daß ihr von Amt wegen alles genommen wird, während ihre Angehörigen in den neuen Gebietstheilen der Vereinigten Staaten noch gar nicht darauf eingerichtet sind, die Kirche materiell zu unterhalten, wie das in den reichen Vereinigten Staaten geschieht und geschehen kann. Man muß daher ernstere Erschütterungen besorgen.

Der Führer der republikanischen Fraktion unter den Katholiken Nordamerika's, Erzbischof Ireland, hat den Versuch gemacht, dieser Erschütterung dadurch vorzubeugen, daß wenigstens das Schema der Trennung von Staat und Kirche nicht unvermittelt auf Cuba usw. eingeführt werde. Er kann dabei der Zustimmung aller einsichtigen und rechtlich denkenden Katholiken der Vereinigten Staaten sicher sein; aber leider bilden die Katholiken die Minderheit, und was ist der protestantischen Mehrheit die katholische Kirche und ihr Wohlergehen? Wenn sie sich um dieselbe kümmert, so geschieht es nur in der Hoffnung, ihr in den neuertworbenen Gebieten das Wasser abzugraben. In diesem Sinne hat der berüchtigte einstige Indianer-Commissär Morgan, jetzt baptistischer Prophet, die Regierung beschworen, aus den öffentlichen Schulen Cuba's — dieses ganz katholischen Landes — die katholische Religion zu verbannen (wie das im Osten ja bereits geschehen). Ebenso soll es selbstredend auf Portorico und den Philippinen gehalten werden. Morgan meint: „Hier wird dem Missionsgeist ein Feld geboten, wie es die jungen Leute unseres Landes noch nie gesehen haben . . . Den Samen der Bildung dorthin zu tragen und zu pflanzen, und das zu thun in der frohen Zuversicht, daß alle amtliche Beihülfe ihnen gewiß ist, das wird zwei-

felsohne Hunderte von ehrgeizigen jungen Lehrern mit Begeisterung erfüllen.“

Dieser „Missionsgeist“, der in Wahrheit engherziger Fanatismus ist, hat übrigens aus ebenfalls protestantischem Munde eine demüthigende Kennzeichnung erfahren. Bei Behandlung des Predigt-Thema's: Der bevorstehende Kampf für die Civilisation in West- und Ost-Indien, trat ein Prediger der Episkopalkirche von St. Johns zu New York, Dr. de Costa, dem Vorschlage entgegen, jetzt einen „religiösen Angriff auf Manila“ zu machen. „Wir haben in diesen Gegenden keineswegs mit Heiden zu thun; ein Theil der Bevölkerung ist zwar mohammedanisch, aber für den größten Theil ist der christliche Glaube bereits das Gesetz für die unter unsere Herrschaft kommenden Gebiete. In Manila verbeugt sich der aufständische Soldat demüthig vor dem Kreuze und ist ein guter Christ, wie hundert und tausend der anspruchsvollen und bevorrechteten Leute bei uns zu Hause. Wenn wir eifrige Propagandisten unter uns haben, dann mögen sie ihre Thätigkeit ausüben auf den vor ihnen liegenden, nur erst halb bearbeiteten, halb von der Sonne verbrannten Gefilden, wo sie sich unter einander über den wahren Glauben, zum Aerger aufrichtiger Forscher, zanken, statt daß sie versuchen, das bestehende Christenthum in Manila herabzusetzen. Wollte man in unserer Kirche die gegenwärtige Lage besser studiren, dann käme man zu der Ueberzeugung, daß man eher auf sich selbst achten müsse, als Missionäre nach dem Osten zu senden.“

Dieser Prediger ist aufrichtig; er sieht den Unglauben auf Kanzel und Katheder predigen und will von der Heuchelei und dem Selbstbetrug nichts wissen, der darin liegen würde, daß man den Katholiken der Philippinen das „Christenthum“ bringen wollte.

Die Zahl der nunmehr unter amerikanische Herrschaft kommenden Katholiken beträgt für die Kirchenprovinz Santiago mit den Suffragan-Sitzen Havanna und San Juan (Portorico) etwa 2,500,000 Seelen. Auf den Philippinen beträgt nach Professor Blumentritt die Zahl der Katholiken 6,148,000. Jedenfalls kommen zu den ungefähr zehn Millio-

nen katholischer Bewohner der Vereinigten Staaten noch mehrere weitere, was den Procentfuß innerhalb der Gesamtzahl stark zu ihren Gunsten verschiebt. Möglicherweise wird sich diese Thatsache auch in der inneren Politik der Vereinigten Staaten ein Mal geltend machen, wenn die Vorbedingung, Einigkeit, vorhanden ist. Aber das ist Zukunftsmusik. Zunächst handelt es sich um die Lage der katholischen Kirche in den neuen Landestheilen. Lei-

der hat das einzig katholische Mitglied der von McKinley ernannten Friedens = Commission, Richter White, die Ernennung abgelehnt. Wenn auch die Commissäre ganz bestimmte Weisungen mitbekommen haben, so würde in Paris doch vielleicht etwas mehr für die Kirche zu wahren gewesen sein, wenn wenigstens einer der Amerikaner Verständniß für ihre Interessen und Bedürfnisse befeßen hätte.

(Köln. Volksztg.)

Als der heil. Alphonsus durch übermäßige Anstrengung im Predigen sich eine schwere Krankheit zugezogen hatte und dem Tode nahe war, brachte man ihm die heilige Wegzehrung. Nachdem er Jesus in der hl. Kommunion empfangen, wollte er auch die Mutter besitzen und so in den Armen Jesu und Mariens sterben. Er bat, daß man vor seinem Bette das Bild der Muttergottes von der Erlösung, bei deren Altar er sein Gelübde gemacht und seinen Degen aufgehangen hatte, aufstellen möge. Man brachte ohne Verzug das wunderbare Bild. So wie er es sah, konnte er seine Gefühle nicht mehr zurückhalten. So groß war seine Freude, daß man hätte sagen mögen, er sähe gleichsam um sich herum bereits in Erfüllung gehen, was er für die Ewigkeit hoffte. Er überließ sich den Ausbrüchen seiner Liebe und Zärtlichkeit, sein Herz schien sich zu erweitern, sein Gesicht strahlte, es freute ihn, jetzt beim Hingange aus diesem Leben von Derjenigen, die ihn berufen und aus dem Weltgetümmel geleitet, empfangen zu werden. Aber nachdem ihn Maria getröstet, erhielt sie ihn. Man sah von diesem Augenblicke an alle Anzeichen des Uebels verschwinden und bald war er wieder hergestellt.

Maria stand am Krankenbette ihrer Eltern Joachim und Anna, und drückte ihnen Beiden liebend die Augen im Tode zu. Maria stand am Schmerzenslager des heil. Joseph, und gepflegt von ihrer Hand und bewacht von ihrer Liebe ging er hinüber in die Ewigkeit. Maria stand am Todtenbette ihres Kindes, am Kreuze Jesu Christi und ließ den Sohn nicht

ohne seine Mutter sterben. — In jenen Augenblicken, welche ihren Augen die bittersten Thränen entpreßten und ihrem Herzen die tiefsten Wunden schlugen, ward sie zum Heil der Kranken, zur heilsamsten Arznei herangezogen, wie die laue Luft des Lenzes und warmer Frühlingsregen die Blumen und Blüthen aus der Erde rufen. Eben so schön, als wahr sind die Worte des heil. Philipp Neri: Gebet den Kranken als Arznei die Liebe zu Maria ein und ihr sicheer Leib wird wunderbar gefunden.

Die selige Margaretha, eine Jungfrau aus dem dritten Orden des hl. Dominikus, war auch ein geliebtes Kind der gebenedeiten Gottesmutter. Sie hat ihre Taufschuldbuch durch keine Sünde befleckt, desungeachtet ward sie mit dem Gedanken gepeinigt, daß sie der Gnade Gottes ganz unwürdig und beraubt sei. Sie hatte Tag und Nacht keine Ruhe, ihre Seele geängstet bis zum Tode war der Verzweiflung nahe. Sie konnte nicht mehr essen, nicht mehr schlafen; ihr Körper zehrte bis zum Skelette ab und alle ihre Glieder zitterten. Sie äußerte selbst oft, die Peinen der Hölle könnten nicht furchtbarer sein. Da warf sie sich einst in der Nacht auf ihre Kniee und rief unter einem Strom von Thränen die Mutter Gottes an, das Heil der Kranken. Und siehe, ihre Thränen rührten Maria, sie erschien ihr und sprach: Ich heile dich meine Tochter, an Leib und Seele, und gebe dir die Versicherung, daß mein Sohn dir alle Sünden deines Lebens vergeben hat. Und als sie verschwunden, war Margarethens Geist völlig gesund.

## Die Tageszeiten der seligsten Jungfrau Maria.

### Wesen und Werth des Marianischen Offiziums.



ffizium heißt Dienst, Amt, Verrichtung, weil es die Pflicht und das Amt eines Christen ist, Gott zu loben. Im Marianischen Offizium loben wir Gott wegen der Großthaten seiner Liebe, die er an Maria gethan. Geschichtlich läßt sich das Officium der lieben Mutter Gottes nachweisen bis in's 8. Jahrhundert, doch unterliegt es gar keinem Zweifel, daß zu jeder Zeit in der Kirche offizielle Säger und Verkündiger des Marienlobes vorhanden waren. Es sei hier nur an die Brüder auf dem Berge Carmel erinnert, von denen das Brevier der Kirche sagt, daß sie gleich nach dem Tode der seligsten Jungfrau sich ihrem speziellen Dienst gewidmet und sie gerade an dem Orte besonders verehrt haben, wo einst der Prophet Elias ein herrliches Vorbild der seligsten Jungfrau erblickt hatte, nämlich eine aufsteigende Wolke gleich Menschenfüßen, die der durstenden Erde den erquickenden Regen brachte. Heute noch wird das Marianische Officium von Priestern und Mönchen, Klosterfrauen und Laien gebetet, namentlich von allen Mitgliedern des 3. Ordens der Karmeliter, Dominikaner und Augustiner.

Da sicherlich auch sehr viele von unseren Lesern und Leserinnen diesem frommen Gebrauche huldigen, halten wir es für unsere Pflicht einmal etwas über das Wesen und den Werth des Marianischen Offiziums mitzutheilen und wir folgen hierin dem herrlichen Werke des Prof. Dr. Bernhard Schäfer in Münster über „Das kleine Offizium.“

„Das Offizium der seligsten Jungfrau im weiteren Sinne als Mariencult oder Marienverehrung ragt über die Schranken aller Zeit hinaus und hat seine tiefsten Wurzeln in den Gründen „der ewigen Hügel“. Die Kirche wendet ja auf Maria die Worte der Schrift an: „Von Anbeginn und vor aller Welt bin ich erschaffen.“ Von Ewigkeit war die Gottesmutter

ein Lieblingsgedanke der drei göttlichen Personen, und ohne Aufhören gleichsam in hl. Betteifer waren Vater, Sohn und heil. Geist darauf bedacht, ihre geliebteste Tochter, Mutter und Braut mit Gnaden und Vorzügen zu schmücken, auf daß sie eine würdige Wohnung der zweiten göttlichen Person werde. Die seligen Geister des Himmels warteten sehnfüchtig auf den Augenblick, wo der göttliche Heilsrathschluß verwirklicht werden sollte, denn diejenige, welche auserwählt war, den Menschen die Erlösung zu vermitteln, war auch vorherbestimmt, Königin der Engel zu werden. So ist Mariens Lob vor aller Zeit durch die heiligsten Personen der Gottheit selbst vorbereitet worden.

Wie einem hohen Festtag eine erste Vesper vorausgeht, so hören wir auch vor dem Erscheinen der Himmelskönigin ihre Lieder im Alten Testamente erschallen. Die erste Antiphon zur Marianischen Vesper ertönt im Paradies, wo von Maria vorausgesagt wird, daß sie der Schlange den Kopf zertreten werde. Das Sägerpersonal wird gebildet von den hl. Frauen, die Vorbilder Mariens sind, von Maria, der Schwester des Moses, von Anna, der Mutter Samuels, von Bethsabe, Judith, Esther. Zu ihnen gesellen sich Dichter und Säger, die in ihren Psalmen und Liedern die Wohnstätte Gottes feiern. Es reihen sich ihnen die Propheten an, welche eine Jungfrau als Mutter Emanuels (Jf. 7, 14), eine Gebälerin aus Bethlehem (Mich. 5, 3), eine Frau die einen Mann umschließt (Jer. 31, 22) verkünden. Der Hymnus dieser Vorvesper ist das hohe Lied, wo es von Maria heißt: „Ganz schön bist du, meine Freundin, und kein Makel ist an dir“; „Wie eine Lilie unter den Dornen, so meine Freundin unter den Töchtern“; „Wer ist die, welche da aufsteigt wie die Morgenröthe, schön wie der Mond, auserwählt wie die Sonne?“ „Ein verschloffe-

ner Garten ist mein Schwester-Braut 2c. 2c.“ Kleinere Kapitel und Lesungen über Maria enthalten die Weisheitsbücher, in welchen von der ewigen Vorherbestimmung und Auserwählung der Mutter Gottes die Rede ist. Hieher gehören noch jene Dinge im Alten Testament, welche Vorbilder der seligsten Jungfrau sind, z. B. das Paradies, die Arche Noe's, die Taube mit dem Oelzweig, der brennende Dornbusch, die Bundeslade, das Fell Gedeon's, der Thron Salomon's, das Allerheiligste 2c. Liefert also das Alte Testament nicht eine herrliche Vorfeier für den Marianischen Lobpreis?

Als der Tag der Erlösung nahte, und die Sonne der Gerechtigkeit aufging, da vernehmen wir die Einladung zum Lob Mariens im Gruß des Engels, der sich millionen Mal wiederholt und sich fortsetzt bis ans Ende der Zeiten. Die Gegenstrophe des englischen Grußes liefert Elisabeth: „Du bist gebenedeit unter den Weibern, und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes . . . O selig bist du, daß du geglaubt hast“ 2c. 2c. Das Magnificat ist auch eine Einladung zum Lob der Gebenedeiten, wenn sie von sich selbst propheten: „Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter.“ Den Hymnus zur Mette des Marienlobes singen die Engel in der Weihnacht.

Das Officium nocturnum in drei verschiedenen Abtheilungen verrichtet der menschgewordene Sohn Gottes selbst, indem das göttliche Kind in der Dunkelheit des verborgenen Lebens zu Bethlehem, Aegypten und Nazareth seiner geliebtesten Mutter ein Maß von Hochachtung, Verehrung, Liebe und Dankbarkeit zollte, das allen Begriff übersteigt. Der menschliche Geist ist unzureichend um es zu erkennen, das Herz zu schwach um es zu fühlen, die Zunge unfähig um es auszusprechen, was Jesu Herz für seine Mutter gefühlt hat. Selbst die Gluth der Seraphim kann den Höhegrad der Liebe und Verehrung lange nicht erreichen, weil kein Geschöpf Maria so lieben kann, wie der unendliche Gott seine Mutter geliebt hat. Es ist völlig unermesslich und unaussprechlich, in welchem Grade die hl. Seele Maria in dieser Hochschule göttlicher Liebe und Güte mit Gnaden, Tugenden und Verdiensten geziert und bereichert wor-

den ist, da ja ihr Gott zugleich ihr Kind war, und dieses göttliche Kind ihr Alles verdankte, aber Alles tausendfach durch Gnade und Liebe erstattete. Denn in Bethlehem, Aegypten und Nazareth gehörte das Mensch gewordene Wort Gottes ganz Maria an, war von ihr abhängig und war ihr unterthänig. Der Mensch gewordene Gottessohn hatte nach dem Willen seines Vaters hienieden dreißig Jahre zu verweilen. Von dieser Zeit hat er dreißig Jahre fast ausschließlich seiner Mutter gewidmet, und nur drei Jahre verwendete er für die Erziehung der Apostel und für die Gründung der Kirche. Im öffentlichen Leben war jenes in der bisherigen Weise nicht mehr möglich, aber es fehlte doch nicht an Stunden, wo Christus seiner Mutter öffentlich Ausdruck gab. In der Frühe seines Lehramtes (Prin) wirkt Jesus auf die Fürbitte seiner hl. Mutter das erste Wunder zu Kana. Später vernehmen wir die Worte: „Selig der Leib, der dich getragen“ 2c., und die Seligpreisung wird durch Christus bestätigt. Als die Sonne der göttlichen Liebe des Erlösers im Zenith stand (Sept), als der Heiland in das Leiden und den Tod ging, da hat er sich von seiner Mutter verabschiedet und ihre Einwilligung und Zustimmung zu seinem Opfer eingeholt, und ist ihr auf dem Leidenswege noch begegnet. Und in der denkwürdigen Non der Weltgeschichte, als das Erlösungsopfer vollbracht wurde, da hat der sterbende Gottmensch seine Mutter der Kirche als Erbe vermacht mit den Worten: „Siehe, deine Mutter.“ Denn es ist ja zweifellos, daß Johannes damals die ganze Kirche vorstellte. Am Lebensabend der Mutter Gottes sangen die Apostel ihrer Königin das Lob der zweiten Vesper, während Maria alle Tage ihres Lebens das Amt einer Mutter für die junge Kirche verwaltete. Das Completorium in der Verehrung seiner heil. Mutter hat Christus durch Krönung Maria in dem Himmel hinzugefügt, und seit jenem Augenblick ist Maria ein Gegenstand des Lobes und der Verherrlichung, der glühendsten Liebe und der höchsten Verehrung der neun Chöre der Engel und aller Klassen der Heiligen. Das Pfizium der seligsten Jungfrau durchtönt die lichten Reihen der englischen Heerschaaren und

aller Seligen bis hinab in die Gründe des Fegfeuers. Durch alle Stufen des Gnaden- und Glorienreiches klingt der gleiche Donneruf in tausendfaltigem Echo. Und diese Tonwellen des Marienlobes, die Zeit und Ewigkeit durchgittern, die Licht- und Gluthströme, welche aus den Regionen der höchsten Engel in tausendfacher Abstammung durch die Schöpfung gleiten: sollten sie von der Kirche im Diesseits nicht wie von einer rein gestimmten Glocke unversehrt aufgenommen und nachklingend weiter getragen werden durch die christlichen Jahrhunderte?

Ganz gewiß. Christus ist nach der Lehre des Apostels das Haupt und die Seele der Kirche, und alle Kinder der Kirche stehen mit dem Gottmenschen in einer geheimnißvollen innigen Verbindung. Die Kirche ist der fortgesetzte Christus, und durch sie und in ihr ist Christus immer noch thätig. Der verkörperte Gottmensch setzt in der Kirche alle Thätigkeiten, die er hienieden zum Heil der Menschheit übernommen hat, fort bis an das Ende der Zeiten. Die Kirche wäre gar nicht die Kirche Christi, wenn in ihr und durch sie nicht auch die Verehrung der Mutter Gottes fortgesetzt würde, die ja im Leben Christi weitaus die meiste Zeit ausfüllte. Wenn die Kirche als geheimnißvoller Leib des Heilandes dessen überaus vollkommenes Lob- und Dankopfer in Zeit und Raum fortführt, so ist es unausbleiblich, daß sie auch das Lob seiner hl. Mutter singt und mit möglichstem Verständniß und inniger Begeisterung einstimmt in das Konzert des Himmels, in das Marienlob, das vom Gottmenschen und allen Chören der Engel und Heiligen der Königin des Himmels dargebracht wird. Haben wir in der ganzen Heilsgeschichte die Herrlichkeiten Mariä gefunden, konnten wir das ganze Leben Jesu unter dem Gesichtspunkte eines Marianischen Offiziums auffassen, so erblicken wir im kirchlichen Officium parvum nichts Anderes als die Fortsetzung des Lobes, das Christus selbst seiner Mutter hienieden gezollt, und eine Nachahmung der jubelnden Verehrung, die Maria von den Engeln und Heiligen empfängt. Es genügt nämlich der Kirche nicht, der seligsten Jungfrau zu Ehren verschiedene Feste einzusetzen, ihr Gedächtniß selbst in's hl.

Opyer aufzunehmen, allen Feinden und Schmälern ihrer Vorzüge entschieden entgegen zu treten und letztere als Dogmen zu verkündigen; sondern sie hat noch einen ständigen, offiziellen und allgemeinen Lobpreis der Gottesmutter geschaffen, den ihre Kinder täglich singen.

Das liturgische oder offizielle Marienlob im Officium parvum wird im Namen Christi, ja aus der Person Christi selbst verrichtet. Die Kirche überläßt in demselben ihrem göttlichen Haupte die menschliche Sprache, damit sein Lobpreis in der vorzüglichsten Weise mit der denkbar vollkommensten Liebesgluth noch immer wie in den Tagen seines irdischen Wandels von der Erde zum Himmel emporsteige zur Verherrlichung seiner geliebten Mutter. Unser Lob wird mit Christi Lob vereinigt und bildet die Fortsetzung derjenigen Verehrung, die das göttliche Kind hienieden seiner Mutter gezollt hat. Die Kraft des unendlich würdigen Gebetes Christi wird dem kirchlichen Offizium verliehen, weil Christus das Haupt der Kirche ist. Der Gottmensch, der im Glorienglanz vor dem Throne des Vaters im Himmel steht, tritt auch in der unscheinbaren Gestalt seiner im Namen der Kirche versammelten Diener und Dienerinnen vor dem Throne seiner hl. Mutter, um ihr mit dem Beten des Offiziums Lob und Preis darzubringen.

Das Marianische Offizium wird im Namen der Kirche, der reinen, auserwählten und innigst geliebten Braut Christi entrichtet. Wer am Chorgebet sich theiligt, steht nicht im eigenen Namen vor Gott, noch auch im Namen der anwesenden Gläubigen, sondern im Namen einer hochwürdigen von Gott selbst aufgestellten Veterin, der hl. Kirche. Ihr Dienst und ihr Gebet entnimmt den Werth nicht von der Würdigkeit und Andacht der Engel, sondern von der Würdigkeit des mystischen Leibes Christi. Bei einem Gesandten kommen nicht die persönlichen Verdienste in Betracht, sondern die Würde der Person, von der er gesandt worden. Bei der Verrichtung des öffentlichen Offiziums ist es die Kirche, die mit der Zunge der Betenden redet. Während Gott bei deinen besonderen Gebeten und Andachten nur auf dein Verdienst vor ihm sieht, so weiß er,

wenn du die Tagzeiten betest, daß es keine Braut ist, die durch dich an ihn ihre Lobgesänge richtet, die Braut, die er durch so theuren Preis sich erkaufte, welcher er seinen Geist mitgetheilt und versprochen hat, daß er mit ihr vereint bleiben wolle bis an das Ende der Welt, eine Braut, die ihm während des Laufes der Jahrhunderte Millionen Martyrer, Jungfrauen, Bekenner, Apostel, Büsser, kurz Millionen von Heiligen gegeben, die ihm unendlich lieb und theuer sind.

Das Marianische Offizium war ein halbes Jahrtausend hindurch das offizielle Pflichtgebet aller Priester und ist es heute noch für viele Orden. Es kann also keine Frage sein, daß es ein Gebet der Kirche ist und im Namen der Kirche verrichtet wird. Wenn auch manche weibliche Congregationen auf Grund ihrer Ordensregel das Offizium beten, so ist es dem priesterlichen Breviergebet gerade nicht gleichzustellen; aber weil die Ordensregeln und die Gebetsformulare von der Kirche approbirt sind, so kann man immerhin noch sagen, daß auch das Ordensoffizium im Namen der Kirche verrichtet werde. Denn die frommen Ordenspersonen wollen nicht nur ihrer eigenen Gebetspflicht vollkommen genügen, sondern sie schließen sich dem Offizium des Klerus an, um sich demselben auch in der Vertretung der Gläubigen beizugesellen. Deshalb hat die Kirche das Beten des Offiziums auf Grund der Ordensregel immer überaus geschätzt und gefördert, und durch eigene Guttheißung in gewissem Sinne zu dem ihrigen gemacht.

Das Offizium ist endlich ein gemeinsames, ja allgemeines Gebet. Nicht nur die Zahl der Anwesenden ist es, sondern die ganze Kirche theilhaftig sich an demselben. Vermöge der innigen Zusammengehörigkeit aller Theile und aller Glieder des geheimnißvollen Leibes Christi erscheinen die Väter des Offiziums als Repräsentanten aller Christen vor dem Throne Gottes, ja sie haben gleichsam alle Menschen in ihr Herz eingeschlossen, die nicht gehörig beten oder nicht beten können. Im offiziellen Gebet vermischt sich der Jubel der Engel und Heiligen mit den Hymnen der Kirche, und das Flehen der Kirche hier auf Erden mit den Thränen

ihrer leidenden Kinder im Fegfeuer. Während die seligen Geister, die gesammte triumphirende Kirche und der gottmenschliche Hohepriester selbst die Väter unterstützen und die makellose Heiligkeit der Kirche ihnen das Wohlgefallen Gottes zuwendet, legen sie vor dem Throne Gottes ein immerwährendes Lob- und Dankopfer nieder für all das Große, das die hl. Dreifaltigkeit an Maria gethan, und sprechen zugleich ihre demüthigenden Bitten um Huld und Gnade aus. Das Beten des Offiziums ist die edelste und gnadenvollste Beschäftigung, eine Nachahmung und Vorübung der himmlischen Preisgesänge. Der Psalmist sagt: „Im Angesichte der Engel will ich dich loben,“ und der Apostel schreibt: „Ihr habt Euch Sion genahet, dem hl. Berg und der Stadt des lebendigen Gottes, dem himmlischen Jerusalem, und Ihr habt Euch der Schaar vieler Tausend Engel beigelegt.“ (Heb. 12, 22). Was kann es Seligeres geben, als hier auf Erden sich den Himmelschören anzuschließen? Die Darbringung des Marienlobes ist ein wahrer Engelsdienst auf Erden.

Dazu kommen noch so manche Vorzüge, welche das Offizium in sich schließt. Es kann kein Gebetsformular wirksamer sein, als jenes, bei dessen Abfassung der hl. Geist selbst mitthätig war. Denn die Kirche, welche den Geist ihres göttlichen Bräutigams in seiner ganzen Reinheit und Fülle besitzt, hat das Offizium als die unverwelfliche und immer reicher sich entfaltende Blüthe ihrer Liebe zu Maria hervorgebracht. Dasselbe bedient sich der schönsten Worte und der erhabensten Sprache, die nie ein Mensch auf Erden hätte erfinden können. Denn sein Text ist zum größten Theil den hl. von Gottes Geist dictirten Schriften entnommen, und die übrigen Theile sind von der Kirche unter Anleitung des hl. Geistes zusammengestellt und mit Gebeten und Zusätzen bereichert. Die Hymnen rühren von heiligen Männern als Verfassern her, und die Gesangsweisen ruhen auf einer altherwürdigen Tradition. Welche Schätze der erhabensten Poesie und der tiefsten Mystik liegen in dem Offizium verborgen! Nichts ist daran menschlich, Alles ist übernatürlich, heilig und

göttlich; denn das Ganze ist ein Werk des hl. Geistes, der die Kirche in ihrem Gebetsleben leitet. Die Kirche betrachtet die Tageszeiten der seligsten Jungfrau als den Ausdruck ihrer Gesinnungen und Gefühle für die Gottesmutter; und wenn nun noch die Bestandtheile des Offiziums meist vom hl. Geiste herrühren, so ist es geradezu ein göttliches Lob, das die Kirche mit diesem Gebet auf unsere Lippen legt.

Und wie erhaben und großartig ist der Zweck, den die Kirche damit erreichen will. Er ist kein geringerer, als auf die vollkommene Weise die göttliche Mutterschaft Mariä zu feiern mit all den Wundern, die sie in sich schließt oder voraussetzt, mit all den Gnaden, Tugenden und übernatürlichen Gaben, die sie vorbereitet haben, und mit der Glorie, die auf sie gefolgt ist, kurz, Maria in jener unaussprechlichen Vereinigung zu betrachten, die zwischen ihr und dem eingeborenen Sohne Gottes besteht.

Kostbar sind die Früchte und reich der Segen, der aus dem andächtigen Beten des Marianischen Offiziums hervorquillt. Die erste Frucht ist ohne Zweifel eine besondere Verehrung und Liebe zu dem Geheimniß der Menschwerdung und zu dem Mensch gewordenen Heiland. Wenn man die Tiefen dieses Geheimnisses erforscht, um seine Wunder zu begreifen, wenn man so oft wiederholt, was der hl. Geist über diesen Gegenstand sagt, wenn man nachdenkt über die Weissagungen der Propheten und die hl. Gesänge der Psalmen: so muß man sich

doch überzeugen, daß dieses Geheimniß über allen Begriff, über alles Lob erhaben ist. „Ja wahrhaftig groß ist dieses Geheimniß der Liebe, welches offenbar geworden im Fleische, bewährt im Geiste, sichtbar geworden den Engeln, gepredigt ward den Heiden, geglaubt worden in der Welt, aufgenommen ward in Herrlichkeit“ (1 Tim. 3, 16.)

Eine andere Frucht ist eine unvergleichliche Hochachtung, Bewunderung und Liebe und ein großes Vertrauen zur seligsten Jungfrau Maria. Wenn man sie oft feiert als die geliebteste Tochter des Vaters, Mutter des Sohnes, Braut und Tempel des hl. Geistes, wenn man einbringt in ihre Größe, Heiligkeit und Liebe, da kann es nicht ausbleiben, daß man von der zärtlichsten Verehrung für sie erfüllt wird, von der alle Heiligen erfüllt waren.

Dazu kommen noch eine Menge spezieller Gnaden, welche die Königin des Himmels ihren Lieblingen je nach Bedürfniß im reichsten Maße austheilt. Maria läßt sich an Großmuth und Güte von keiner irdischen Königin übertreffen. Wie diejenigen, welche einer Königin am nächsten stehen, ihre nächste Umgebung und Dienerschaft bilden, auch zahlreiche Gaben und Geschenke erhalten, von welchen die Fernstehenden nichts erfahren, so werden die Väter des Offiziums die offiziellen Verkündiger des Marianischen Lobes, welche gleichsam den Hofstaat der Himmelskönigin bilden, von der lieben Mutter Gottes in überreicher Fülle mit Gaben und Gnaden beschenkt werden.

Wenn der Dichter sagt: „Trahit sua quemque voluntas“ — „Jeden zieht sein Wille“, so ist es besonders der Rosenkranz, welcher eine treffliche Schule ist für die Erfüllung des göttlichen Willens. Der Rosenkranz lehrt uns die Nachfolge Jesu und Mariä. Und erst im Sterben: welch trostvoller Gedanke wird es sein, so lange Zeit hindurch tagtäglich der Gnadenmutter schönste Melodien gesungen und Gottes wunderbare Geheimnisse allzeit gepriesen zu haben! Das Himmelsthor wird uns da nicht verschlossen bleiben; denn ein echtes Marienkind kann ja nicht verloren gehen.

Nach dem Falle der ersten Menschen hat Gott keinen Augenblick seine Kinder verlassen. Wie ein treuer Vater sorgte er für die Leiden der Gegenwart, und für die Zukunft knüpfte er die Hoffnung des Heils. Er verhieß einen Messias, und dieser sollte der Bruder der Menschheit werden. Darum ist der stehende Blick der Menschen von da an nicht bloß zum Himmel gerichtet, sondern die Gebete gehen in die Zukunft auf des Menschen Sohn. Darauf blickten vier Jahrtausende sehnlichsvoll. Ja, die Hoffnung auf Christus ist der goldene Faden, der durch die ganze Menschheit sich zieht bis auf Johannes den Täufer.



## Der bekehrte Reiche.

Der Graf Wilhelm von B . . . gehörte zu den Jünglingen, welche ihr Leben in Lust und Freude verbringen; seine Kleider bekam er aus Paris, seine Pferde aus England, seine Jäger aus Tirol, seine Weine aus Frankreich, seine Gemälde aus Italien; — der junge „Lebemann“ hatte, um dies eben so recht sein zu können, die ganze Welt in Contribution gesetzt.

Reich, geistvoll, schön, leicht zugänglich, mußte er viele Freunde haben, und dennoch langweilte er sich, lächelte seit seinem einundzwanzigsten Jahre fast nicht mehr, so daß er auf sich, den reichen Glücklichen, den Spruch hätte anwenden können: „Es gibt Nichts, das mir noch Freude machen könnte!“

„Er liebte die Jagd nicht mehr, war der Gastmahle überdrüssig, tanzte nicht mehr, glaubte nicht mehr an die Beständigkeit der Welt, an den Zauber der Künste und Freundschaft; er hatte Alles, selbst die Hoffnung aufgegeben. Doch nein, es blieb ihm noch eine tief in der Seele lockende Leidenschaft: die des Spieles. Nur am Spieltische voll Karten und Geld fand er einigen Gefallen, alles Andere verursachte ihm keine Rührung; da fühlte er wenigstens noch Etwas, der Wechsel des Spielglückes, das Gewinnen und Verlieren sprachen ihn an und regten ihn auf. Als er eines Tages sehr übler Laune und mißgestimmt gewesen war, baten ihn seine Freunde, eine große Tanzgesellschaft zu geben, welche Bitte er ihnen auch gewährte, sich jedoch vorbehielt, dabei nicht tanzen zu dürfen. Einem jugendlichen Künstler sagte er: „Ich gebe ihnen Geld zur Verherrlichung dieses Festes, damit es an Nichts fehle.“ Der junge Maler ließ sich dies nicht zweimal sagen und führte die Verzierung der Säle wahrhaft geschmack- und prachtwoll aus; nie hatte man in dieser Stadt einen solchen Lichtglanz und eine solche Blumenpracht gesehen. Man glaubte sich aus der Nacht in hellen Sonnenschein und aus dem Winter in den Frühling versetzt.

Der Ball wurde in der strengsten Winters-

zeit gegeben; seit mehr als acht Tagen waren alle Dächer der Stadt mit Schnee bedeckt, und die Fronten der Häuser mit Eiszapfen sahen aus wie krystrallisirt. — Die Felder, die Wiesen, mit ihrem Gras und ihren gefrorenen Bächlein waren Verstorbenen in weißem Todtengetwande gleich, überall Traurigkeit, Wehe und Betrübniß. Die Reichen: froh es in ihren wohlverschlossenen Häusern, sie drängten sich im dichten Kreise um die behaglichen Kamine. — Aber die rechte, die bittere Noth traf die Armen, diejenigen, welche keine gutverschließenden Thüren, keine Vorfenster, keine Bettvorhänge, kein Holz, kein Feuer in ihrem Ofen hatten. Ach, die Kälte ist etwas Schreckliches; in der schönen Jahreszeit ist das Elend nur halb so groß, denn dann ist die Luft etwas Sanftes, eine Freundin für Alles, das da athmet und lebt; aber der kalte Hauch des Winters, jener eisige und schneidende Wind, der die Greise zitternd und die Mütter und kleinen Kinder weinend macht, ist eine schreckliche Qual! Doch wer weiß das?

Um 10 Uhr strahlte aus den Fenstern des Palastes des Grafen B . . . . blendender Lichtglanz; man wäunte große, helle Augen zu sehen, die in die Nacht schauten und sich nicht zum Schlaf schließen wollten. Der Schimmer von dem festlich beleuchteten Hause verbreitete einen röthlichen Widerschein auf dem Schnee und glich dem Lächeln auf dem Gesichte eines Verstorbenen. — Aus den Wagen, welche geräuschlos daher rollten und unter einem Zelte vor der Freitreppe hielten, stiegen auf weiche Teppiche mit Blumen und Diamanten geschmückte Damen aus; aber unter den Damen fehlte noch eine, und der Graf hatte ihre Abwesenheit wahrgenommen. Gegen Mitternacht ging er hinaus, um zu sehen, ob sie noch nicht komme, denn sein Vater hatte zu ihm vor seinem Tode gesagt: „Die Tochter meines alten Waffengefährten, Baron v. W . . . , hätte ich gerne meine Tochter zu nennen gewünscht, sie ist schön, reich und besitzt Talente und Tugenden. Ihr Vater

und ich haben euch mehr als einmal in unsern Träumen verlobt!“ — Wilhelm wünschte daher lebhaft, sie bei diesem Feste zu sehen.

Als er auf der Thürschwelle stand, zu schauen, ob sie komme, und eine Frau mit einem wimmernden Kinde zu ihm hintrat, rief er: „Entfernt diese Bettlerin!“

„Ach, gnädigster Herr, es friert und hungert mich!“

„Ich habe diesen Morgen die Almosen austheilen lassen!“

„Schenkt mir aus Mitleid etwas, wofür ich mir Brod und Holz kaufen kann! . . . Mein Kind stirbt vor Hunger!“

In diesem Augenblicke fuhr der Wagen der erwarteten Dame in den Hof: die Bettlerin mußte sich entfernen. — Sie kam wieder, als die glänzende Equipage fortgefahren war; sie kam wieder, aber ihr Kind wimmerte nicht mehr, es war eingeschlafen. Auch sie fühlte trotz des Hungers, daß die Augenlider ihr schwer wurden. . . . Sie legte sich unter das Zelt der Freitreppe. . . . Es fielen dicke Schneeflocken. Einer der Bedienten entdeckte sie hier und jagte sie hinaus; das arme Geschöpf konnte nicht weiter, ihre Glieder erstarrten, sie legte sich am Hofthore, vom Pfeiler ein wenig geschützt, nieder, sie drückte ihr Kind an die Brust, aber es schrie nicht mehr, es war kalt, starr, gestorben! Doch sie wußte es nicht. Auf dem Schnee hingestreckt, schlief sie ein, um nicht wieder zu erwachen. Ehe sie verschieb, blickte sie noch einmal auf zu den erleuchteten Fenstern des Palastes der Reichen. Noch sah sie glänzend geschmückte Damen vorbeiziehen. Ach, wenn ihr nur eine einzige von diesen zur Schau getragenen Perlen geschenkt worden wäre, sie hätte sich dafür Holz kaufen können, um sich zu wärmen, Brod für ihr Kind und eine warme Decke, aber sie bekam nichts!

Als Wilhelm eine Fürstin, die seinen Ball mit ihrer Gegenwart beehrt hatte, an ihren Wagen führen wollte, stieß sein Fuß an etwas an, das im Schnee lag, und zankte darüber mit den Dienern. Diese sahen nach und fanden unter dem festgefrorenen Schnee die — erstarrte Bettlerin und ihr Kind.

Trotz des Geräusches des Orchesters, trotz des Tanzens und der Freude erfuhr man in den von Lichtglanz strahlenden, mit Blumenduft gefüllten und angenehm geheizten Sälen den schrecklichen Tod der Bettlerin; da zeigte sich doch ein Fünkchen von Mitgefühl, von Achtung vor dem Elende; das Tanzen hörte auf und die Gäste entfernten sich.

Als Wilhelm allein war, ging er hinunter, um die Gestorbene, welche soeben in den Hausflur gebracht wurde, zu sehen. Frauen rieben sie mit warmen Stoffen, allein es war zu spät!

Wilhelm blieb über eine Stunde bei dem Leichnam stehen. Hierauf riß er in einem Anfall von Wuth die Blumenkränze von dem Getäfel des Saales herunter, zertrat sie und schloß sich dann in sein Zimmer ein; Niemand konnte ihm dahin folgen, und am anderen Morgen war er noch eingeschlossen.

In diesen einsamen Stunden reifte ein großer Entschluß in seiner Seele, er hatte vor dem Bildnisse der Mutter ein Gelübde gethan. Er gründete das Hospital der Stadt. Und als das Gebäude vollendet war und dem Hospiz nichts mehr fehlte, wurde Wilhelm ein dienender Bruder und starb nach fünf Jahren im Rufe der Heiligkeit, nachdem er zuvor sein Vermögen den Armen vermachet hatte. Die Statuten der frommen Gründung, welche sein Land ihm verdankt, hatte er selbst entworfen; es heißt da unter Anderem:

„Von dem Tage vor dem Feste Allerheiligen bis zu des dem hl. Evangelisten Markus, am 25. April, sollen im „Hospiz des Gelübdes“ zwei Säle gut geheizt und dem Zutritte der Armen Tag und Nacht geöffnet sein. Des Mittags und Abends 7 Uhr soll ihnen Suppe gereicht werden.“ — „Barmherzige Schwestern übernehmen die Verpflegung der Mütter und Kinder.“ — „Außerdem sollen vor Weihnachten jedes Jahr Holz und warme Decken an die Dürftigen der Stadt vertheilt werden.“

Entered at the Post Office at Buffalo, N. Y., as second-class matter.

## Editorielles.

### Der Allerseelen Monat!

Die Barmherzigen Schwestern zu Milwaukee haben den löblichen Gebrauch, unserm göttlichen Erlöser alle ihre Gebete und guten Werke, welche sie während des Monats November verrichten, aufzuopfern für das zeitliche und ewige Wohl aller, welche um ihre Hilfe auf diese Weise nachsuchen; und besonders für die leidenden Seelen im Fegefeuer, welche Niemanden haben, um für sie zu bitten. Diejenigen, welche das Gebet der Schwestern entweder für sich oder für ihre Freunde, lebende oder todt, Katholiken oder Andersgläubige wünschen, sind eingeladen, Ihren Wunsch mit ihrem vollen Namenszuge und Adresse an oder vor dem ersten November an die Ehrwürdige Mutter Superior, Mater Micericordiae Convent, 463 Second Avenue, Milwaukee, Wis., zu schicken.

Während des verfloffenen Jahres erhielten die Schwestern tausende von Briefen aus allen Theilen der Welt, mit Dankesbezeugungen für Wohlthaten, welche durch ihre Fürbitte erlangt worden waren. Kranke behaupten auf ganz wunderbare Weise geheilt worden zu sein; unglückliche Ehen wurden gesegnet; ausgeartete Kinder wurden gebessert; außerordentliche Berufe zum Ordensleben wurden vielen frommen Seelen zu Theil, die Sünde wurde überwunden und Fortschritte in der Tugend gemacht.

N. B.—Die Schwestern des obengenannten Klosters werden gerne jedem echt frommen Mädchen eine Probe in Ihrem Novitiat geben, vorausgesetzt, daß dasselbe sich zum Ordensleben berufen fühlt und dasselbe ihm vom Beichtvater angerathen worden ist. Es macht keinen Unterschied, welcher Nationalität oder welchem Stande das Mädchen angehört. Reiche und Arme, Gebildete und Ungebildete, sind alle in dieser Genossenschaft willkommen,

und Bläße werden für alle je nach Anlage und Fähigkeit in den verschiedenen Klöstern gefunden. Junge Mädchen, deren Ausbildung noch nicht vollendet ist, werden für die Schule herangebildet, vorausgesetzt, daß sie Talent haben und geistig fähig sind, den vorgezeichneten Studienkurs durchzumachen. Die Schwestern erstreben einen möglichst hohen Bildungsgrad. Dieselben unternehmen auch Werke der Barmherzigkeit im Allgemeinen und besuchen die Kranken sowohl in ihrem eigenen Heim als auch in öffentlichen Anstalten.

### Schuld und Strafe.

Die weltlichen Fürsten und Herrscher haben den Papst und das Gottesgnadenhum entthront, und damit selbst ihre Kronen entweiht und ihre souveränen Rechte als imaginäre gebrandmarkt. Napoleon war der Erste, der sich an der geheiligten Person des Statthalters Christi vergriß und seitdem hat jeder enterbte Sohn des Königthums nach Art des Pilatus ihn im Spottmantel von Hof zu Hof geschickt und dem Hohne einer entchristlichten Welt preisgegeben. Das ist die Schuld und das Verbrechen der Machthaber des 19. Jahrhunderts. Sie haben es schwer büßen müssen bis auf den heutigen Tag.

Napoleon I. ward 1814 auf die Insel Elba verbannt und starb am 5. Mai 1821 in der Verbannung auf Sanct Helena. Karl X. von Frankreich ward 1830 zur Abdankung genöthigt. 1835 ward auf den „Bürgerkönig“ Ludwig Philipp ein Attentat verübt, und die Februar-Revolution des Jahres 1848 stürzte ihn vom Throne. 1858 ward auf Napoleon III. das Orsini-Attentat verübt, am 4. September 1870 wurde er entthront und starb am 9. Januar 1873 in Chislehurst bei London in der Verbannung. Sein Sohn Eugen Louis

fiel am 1. Juni 1879 im Zulufrieg in Südafrika, und seine Gemahlin, die einst wegen ihrer Schönheit hochgefeierte Kaiserin Eugenie, weilt seit Jahren krank in England. Am 19. Juni 1867 wurde Kaiser Maximilian von Mexiko nach dreijähriger Regierung erschossen. Seine Frau, die Kaiserin Charlotte, weilt seither — seit über 3 Jahrzehnten — irrsinnig auf einem Schlosse bei Brüssel. Die Königin Isabella von Spanien mußte 1868 aus dem Lande flüchten. Amadeo I. von Spanien dankte 1873 schon nach dreijähriger Regierung ab, und Alfons XII., der Sohn Isabella's, starb nach zehnjähriger Regierung am 25. Nov. 1875 nach langjährigem Lungenleiden. Der Zar Alexander II. von Rußland ward am 13. März 1881 durch ein Bombenattentat der Nihilisten ermordet, nachdem er zuvor Jahre lang von ihnen mit dem Tode bedroht war und verschiedenen Attentatsversuchen glücklich entronnen war. Der Sultan Abdul Meschid ward 1875 entthront, ebenso im folgenden Jahre der Sultan Murad V. König Otto von Griechenland, ein bayerischer Prinz, ward am 22. October 1862 entthront. Auf König Georg von Griechenland wurde im vorigen Jahre ein Attentat verübt, das aber zum Glücke mißlang. Kronprinz Rudolf, der österreichische Thronfolger, endete am 30. Januar 1889 auf geheimnißvolle Weise und seine kaiserliche Mutter fiel am 10. Sept. 1898 in Genf dem Dolche eines italienischen Anarchisten zum Opfer. König Ludwig I. von Bayern nahm sich, geisteskrank, am 13. Juni 1886 in den Fluthen des Starnbergersees das Leben, und sein Nachfolger, König Otto, ist schon seit zwei Jahrzehnten unheilbarem Wahnsinn verfallen und lebt ein wahrhaft trauriges Leben. Carnot, der Präsident der französischen Republik, wurde am 25. Juni 1894 durch einen Dolchstoß des Cesario Santos ermordet. Die Attentate von Hödel und Nobiling auf Kaiser Wilhelm I. sind noch in aller Erinnerung. Kaiser Wilhelm erhielt am 28. November 1893 eine Höllemaschine zugesandt, die aber durch einen glücklichen Zufall rechtzeitig entdeckt wurde, ohne daß sie Schaden anrichtete. Gegen König Umberto von Italien wurde am 27.

März 1893 von Luigi Verardi ein Attentat verübt. Am 4. April 1894 suchten anarchistische Verbrecher den Bahnzug, in welchem die Königin Victoria von England fuhr, zur Entgleisung zu bringen, indem sie Felsblöcke auf die Schienen legten. Zar Alexander III. hätte bei Borxi beinahe den Tod gefunden. Auf mysteriöse Art wurde sein Zug zur Entgleisung gebracht und auch einem großen Zufall nur verdankte der Zar seine Erhaltung, da selbst der Hund, der zu des Kaisers Füßen lag, bei der Catastrophe zerschmettert wurde. Am 11. September 1894 wurde ein Attentat auf den jungen König Alexander von Serbien und am 15. August 1895 ein Mordversuch auf die Königin Natalie von Serbien verübt. Am 31. Januar 1896 folgte ein Attentat auf den König von Portugal. Am 14. Juli 1896 ward auf den Präsidenten von Frankreich, Felix Faure, von dem Anarchisten Francois ein Revolvererschuß abgefeuert. Am 23. April 1897 entrann König Umberto von Italien einem anarchistischen Mordversuch. Vor 2 Jahren fiel der spanische Ministerpräsident Cánovas einem anarchistischen Attentat zum Opfer.

Nicht weniger wie dreizehn Staatsoberhäupter sind innerhalb 100 Jahren elenden Mordgesellen zum Opfer gefallen. Zar Paul I., der am 23. März 1801 durch Verschwörer mit seiner eigenen Schärpe ermordet wurde; Sultan Selim III., welchen sein Nachfolger Mustapha IV. im Mai 1808 erdroffeln ließ; Graf Kapodistrias, Präsident von Griechenland, der am 9. October 1831 zu Nauplia beim Eintritt in die Kirche durch vier Dolchstiche getödtet wurde; der Herzog Karl von Parma, der im Sommer 1854 unter dem Messer eines Fanatikers verblutete; Abraham Lincoln, der 16. Präsident der Vereinigten Staaten, der am 14. April 1865 im Theater zu Washington von der Bühne aus erschossen wurde; Michael Obrenovic, Fürst von Serbien, der im Jahre 1868 durch Mörderhand fiel; Salnave, Präsident der Republik Haiti, der im Jahre 1870 erschossen wurde; Don Garcia Moreno, der glaubenstreue Präsident der Republik Ecuador, der im Jahre 1875 als ein

Opfer der Freimaurer in der Säulenhalle des Regierungspalastes erdolcht wurde; Abdul-Mis-Chan, der 32. Sultan der Osmanen, der am 30. Mai 1876 ermordet wurde; Garfield, der 20. Präsident der Vereinigten Staaten, der am 18. September 1881 durch einen Revolver-schuß in die Brust zu Siechthum und vorzeitigem Tod verurtheilt wurde, Zar Alexander II., der am 13. März 1881 einem Bomben-Attentat erlag; Carnot, Präsident der französischen Republik, der am 24. Juni 1894 in Lyon durch den Dolchstich eines Anarchisten endete, und der Schah von Persien, Nassr-ed-Din, der vor zwei Jahren sein Leben unter Mörderhand verhauchte. Das abscheulichste, weil feigste Verbrechen, ward aber unzweifelhaft am 10. Sept. 1898 an der Kaiserin Elisabeth verübt.

So ist denn das Leben der Könige und Regenten keineswegs beneidenswerth. Mitten in den rauschenden Freuden des Lebens sind sie vom düsteren Ungemach bedroht, und keiner weiß, wenn der Dolch irgend eines mit Gott und der Welt zerfallenen Anarchisten ihm plötzlich und unerwartet ein Ziel setzt. Diese Mordgesellen, als wären sie der Hölle selbst entstiegen, sind eine stete Gefahr für die regierenden Häupter und drücken unserer Zeit einen bösen Stempel auf.

Es sind schreckliche Ereignisse, welche die ganze Welt in Aufregung erhalten, aber Wer möchte sagen, daß die Kette derselben nicht der Schuld des Verbrechens des 19. Jahrhunderts entspricht?

---

## Das Skapulier hilft.

---

Ueber die wunderbare Rettung eines Sünders in letzter Stunde, theilte uns der Hochw. P. B. G., S. J., Folgendes mit:

Vor wenigen Wochen wurde derselbe in das Haus eines schwer kranken Mannes gerufen. Er machte da recht betrübende Erfahrungen. Der Patient lag hoffnungslos darnieder und zählte zu jenen lauen Katholiken, die nach und nach ganz von der Kirche abkommen. Kirchen-

besuch und der Empfang der hl. Sakramente waren ihm seit vielen Jahren ungewohnte Übungen. Mit einer protestantischen Frau verheirathet, waren auch die Kinder protestantisch geworden.

Er selbst schien allen Glauben verloren zu haben und hatte für alle Ermahnungen nur ein taubes Ohr. Als der Priester ihm zuletzt mit dem Gerichte Gottes drohte und ihn frag, wie er da wohl bestehen soll, antwortete er in völliger Verstocktheit: „Da werde ich schon allein fertig werden.“ Doch erfuhr P. G. aus seinen Mittheilungen über sein früheres Leben, daß der Kranke als junger Mann einer Sodalität angehört und ein Skapulier getragen hatte. Hieraus schöpfte er dann einige Hoffnung.

Vor seinem zweiten Besuch im Krankenhaus, begab sich der Priester zum Hochw. Herrn Bischof, um von ihm die Vollmacht zur Absolution in diesem Reservat-Falle zu holen. Auch diese Visite schien erfolglos bleiben zu sollen. Der Aufforderung, ein Ave Maria mitzubeten, leistete der Kranke keine Folge.

Die Ermahnung, seine Familienverhältnisse zu ordnen und Anstalten treffen zu wollen, daß die Kinder wenigstens katholisch erzogen würden, wies er mit dem Bemerken ab, daß er seine Frau für die Kinder sorgen lasse. Als ihn der Vater ein Skapulier überreichen wollte, hieß er ihn, dasselbe auf das Bett zu legen. Resoluter Weise aber küstete ihm der Priester den Kopf und hing ihm das Skapulier um.

„Ich konnte nichts anderes thun,“ sagte uns der Hochw. Herr, „als ihn der Gnade der Mutter Gottes überlassen.“

Diese Zuversicht sollte sich in wunderbarer Weise erfüllen.

Wenige Stunden später kam ein anderer Hilfs-Priester der Gemeinde, der von dem Besuche seines Co-Fraters nichts wußte, in dasselbe Haus. Er fand den Patienten merklich verändert, er war busfertiger, zerknirscht und sofort bereit, eine Lebensbeichte abzulegen. Mit Gott versöhnt, schied er bald darauf aus dem Leben. Leider scheiterte aber jeder Versuch, die Wittve zu bewegen, den Kindern ihres Mannes eine katholische Erziehung zu geben.

## Zwei Märtyrer Canada's,

Das Leben der Heiligen ist Wunder selbst. Gott wirkt in ihnen, und ihr Wandel ist eine Offenbarung jener übernatürlichen Welt, wo Christus thront und die Tugend Atmosphäre ist.

Heiligmässig war das Leben der ehrwürdigen Väter Le Brebeuf und Lallemant und die blutige Palme des Martyriums kränzt ihre Schläfe wie die Dornenkrone das Haupt ihres Herrn. Die Feder sträubt sich, die gräßlichen Leiden zu schildern, unter welchen sie zu Tode gemartert wurden. Dämonischer Haß und teuflische Bosheit konnten keine schrecklicheren Qualen erfinden! Desto glorreicher war aber auch das Martyrium, der Sieg der Gnade über das Fleisch, der Triumph des Kreuzes über die Hölle. Einzelne Krieger der Huronen, denen es gelang, der Gefangenschaft und dem Massacre zu entinnen und die Augenzeugen des Todes der Missionäre waren, brachten die Kunde von ihrem Schicksal nach St. Mary's. Den Unglücklichen wurden alsbald die Kleider vom Leibe gezerrt. Die Nägel wurden ihnen aus den Fingern gerissen und dann wurden sie nach dem zerstörten St. Ignatius geschleppt. An Le Brebeuf ließen die Irokesen zunächst ihre Wuth aus. Man band ihn an einen Pfahl und da er auch angesichts des schrecklichen Feuertodes noch fortkuhr, mit lauter Stimme den Glauben zu verkünden, schnitten ihm die Wilden die Unterlippen und die Nase ab. Den Leib durchschlitzten sie ihm mit Pfeilspitzen und Holzsplittern und durch die klaffenden Wunden zogen sie dann ihre glühend gemachten Tomahawks. Um den Nacken banden sie ihm eine Kette, von welcher glühende Beile und Eisenstücke herabhängen, den Körper auf allen Seiten mit Brandwunden bedeckend.

Solch schreckliche Marter duldete selbst Laurentius nicht, da er auf glühendem Roste lebendigen Leibes geröstet ward. Drei Stunden lang duldete Vater Le Brebeuf diese Pein, bis er des Nachmittags 4 Uhr den Qualen erlag. Wie ein Löwe stand er bis zum letzten Athemzuge, von Blut überwunden, von Flammen be-

leckt. Kein Schmerzensruf, kein Jammergestöhn, — sein Geist schien schon dem Leibe entrückt und in Gott zu ruhen. Nur zuweilen erhob er noch die Stimme, um seine Reuiger zu mahnen und für sie zu beten. Zuletzt stießen sie ihm ein rothglühendes Eisen in die Kehle. — Der Apostel der Huronen, der Franciscus Xaverius Amerika's, hatte ausgelitten.

Während Le Brebeuf noch mit dem Tode rang, brachten sie seinen Gefährten herbei, den 39jährigen Lallemant, und bedeckten ihm mit Stücken von Rinde, um ihn langsam zu rösten. Ihn wie Le Brebeuf schnitten die Wilden Stücke Fleisch aus Armen, Beinen und Lenden und aßen sie vor ihren Augen. Noch lebend wurde Le Brebeuf skalpirt. Da rief ihm sein Leidensgenosse zu: „Wir sind der Welt, den Engeln und den Menschen zum Schauspiel geworden. Le Brebeuf erwiderte ihm mit einer sanften Neigung des Hauptes. Jetzt eilte Lallemant, dessen Bande von dem Feuer verzehrt worden waren, auf ihn zu, warf sich ihm zu Füßen und küßte voll Ehrerbietung seine Wunden. Die Wilden aber rissen ihn weg und banden ihn wieder an den Pfahl.

Vater Lallemant wurde noch die ganze Nacht hindurch gemartert und starb erst gegen 9 Uhr am Morgen des 17. März. Die rothen Teufel goßen siedendes Wasser über sein Haupt, um die Taufe zu verspotten; sie schlugen ihm eines seiner Augen aus und legten eine glühende Kohle in die Höhle; der Rauch der brennenden Baumrinde füllte seinen Mund, daß er nicht mehr sprechen konnte. Aber als die Flammen abermals seine Bande gelöst hatten, erhob er wieder seine Hände zum Himmel. Da schlugen sie ihn mit dem Tomahawk, daß der Schädel gespalten und das Hirn kloßgelegt wurde. Zuletzt, der höllischen Tortur müde, öffneten ihm die Wilden die Seite, rissen ihm, wie sie das auch bei dem sterbenden Le Brebeuf gethan hatten, das Herz aus der noch zuckenden Brust und aßen es! — Wahrlich! ein erschütternderes aber auch ruhmwürdiges Martyrium hat die Kirche des Abends und Morgenlandes nicht gesehen und edleres Blut ward nur von Golgatha getrunken. „Die Leben Weider“, sagt der Geschichtschrei-

ber Amerika's, „war ein beständiger Heroismus gewesen; ihr Tod war das Erstaunen ihrer Henker.“

Ja, er war mehr; denn er ward von dem Wunder verklärt, daß das Gebet, welches die Märtyrer für ihre Henker zum Himmel sandten, dort Erhöhung fand. Denn Charlevoix (Band II, Buch 7, Seite 18) fügt der Erzählung ihres Todes ausdrücklich die Thatsache bei, daß Viele ihrer Mörder sich nachher bekehrten. Die verstümmelten Leichen der Apostel der Huronen wurden von den Gläubigen in St. Mary's aufgesucht und dort am Sonntag, den 21. März 1849, zur letzten Ruhe bestattet. Das Andenken und der Ruhm der beiden Jünger des hl. Vohola lebt aber fort.

---

## Die Ansprache des Papstes an die französischen Pilger.

---

Die „Agenzia Stefani“ meldet: Der Papst empfing in der Basilika des Vatikans eine Schaar französischer Pilger und ließ dabei durch den Geheimkammerer Prinzen Crov die Ansprache verlesen, worin es wörtlich heißt:

Ein besonderer Gedanke führte Euch her zu uns, nämlich uns zu danken für den kürzlich vollzogenen Akt, wodurch wir die früheren Erklärungen des heiligen Stuhles über Euer traditionelles Protektorat im Orient bestätigten. In diesem Gedanken schlossen sich dieser Pilgerfahrt als wackere fromme Arbeiter die Augustinerpater an, die sich um das heilige Land so wohl verdient machen, wohin sie in regelmäßigen Zwischenräumen zahlreiche Pilger führen, die dort Bittgebete zu Gott emporschicken für die katholische Kirche und Gebete, daß die von uns getrennten Brüder in deren Schooß zurückkehren mögen. Es war deshalb vor mehreren Jahren unser Wunsch, daß ein feierlicher eucharistischer Congress unter dem Voritze eines französischen Cardinals in Jerusalem abgehalten werde, wo das große

Sakrament, das göttliche Pfand der Einigung unter den Gläubigen eingesetzt werde. Sehet die Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande fort.

Die Rede besprach sodann die sociale Frage. Wenn die Demokratie christlich sein will, wird sie Eurer Vaterlande eine Zukunft des Friedens, des Gedeihens und des Glückes sichern. Wenn sie sich der Revolutionen im Socialismus hingibt und thörichte Ansprüche verfolgt, die die Grundgesetze der Gesellschaft zerstören, wird die unmittelbare Wirkung für die Arbeiterklasse selbst Knechtschaft, Elend und Verderben sein. Der Papst war bei ausgezeichnetem Befinden. Beweis dafür war die laute Stimme, womit er nach der Rede den Segen erteilte. Der Papst verweilte sodann noch längere Zeit im Tragessehl unter den Pilgern. Die Audienz dauerte von 10 bis 12 Uhr. Der Papst war von sechs Cardinälen, darunter dem Cardinalstaatssekretär Rampolla begleitet.

---

Am 22. d. Mts. begehrt die Kirche das Gedächtniß der hl. Cäcilia. Die Geschichte wird von den Großen, den Gelehrten, die oft die Verkehrten sind, gemacht; die Legende ist das Krongut des Volkes. Sie ist ein Schatzkästlein, das gleich den Kleinodien einer Familie sich im Leben der Völker von Generation zu Generation vererbt. Eine der lieblichsten von allen Traditionen ist die, welche die Persönlichkeit und das Leben der hl. Patronin der christlichen Musik mit einer Dreose umkleidet. Die Legende der hl. Cäcilia! Alle Künste wetteiferten in ihrer Verherrlichung. In den Katakomben Roms wie im Poentwinkel in der Westminster-Abtei schlafen ihre Sängere. Wir erinnern nur an Dryden und an den titanenhaften G. F. Händel, dessen Namen neben dem von Shakespeare steht.

Im November des Jahres 230 war es, daß die Heilige unter dem Beile des Henkers ihr Leben ließ. In goldgesticktem Kleide, bedeckt mit einem seidenen Schleier, das blutgetränkte Linnen zu Füßen, wurde sie in einem Sarge

von Cypressenholz in den Katakomben des Brätertates bestattet.

Sechs Jahrhunderte später wurde ihre Leiche mit großem Pompe nach Santa Cecilia in Trastevere gebracht und da beigesetzt. Wieder vergingen acht Jahrhunderte; an der Neige des sechszehnten, 1599, erklang abermals ihr Name. Papst Clemens ließ die Märtyrerin in einen silbernen Schrein von tausend Pfund Gewicht legen und durch den Bildhauer Stefano Maderno ihr Bild schaffen.

In weißem Marmor liegt sie in der Nische unter dem Hochaltar, ein rührendes Bild weiblicher Anmuth, Ergebung und Heldengröße, die heilige Patronin der christlichen Kunst der Musik, zart und hingeseufzt wie ein zitternder Harfenton, unfaßbar wie ein Hauch.

„Was vergangen, kehrt nicht wieder,  
Aber, ging es leuchtend nieder,  
Seuchet's lange noch zurück.“

Kein Fahrzent' verging von da ab, ohne daß

in den Hauptcentren der modernen Welt, in London und Paris große nationale und internationale Musikfeste stattfanden, welche zu Ehren der Heiligen benannt waren. Und so grünt ihr Ruhm heute noch nach mehr denn sechzehn Jahrhunderten in unvergänglicher Schöne und Frische, wie auch Tod und Versehrung den jungfräulichen Leib unberührt ließen; denn Unschuld und Herzensreinheit seit den Menschen noch im Grabe und läßt die irdischen Leiber nimmer verwesen und vergeh'n.

So wird im milden Glanze der Legende der im Herzen schlummernde und der Menschen-natur so ureigene Gottesglauben wieder wach, die Seele hebt sich wieder dem Lichte der Gnade entgegen und wach wird's wieder in allen Fäserchen und Adern des Gemüthes, der Glauben an die Ideale der Menschheit ist gerettet und über dem umgestürzten Altare Apolls ragt das Kreuz, nicht bloß Symbol sondern auch Träger der Unsterblichkeit.

---

## P r i e s t e r h e r r s c h a f t .

---

In liberalen Kulturkämpfer-Organen und socialistisch-anarchistischen Gezblättern wurde und wird noch aus Anlaß des spanisch-amerikanischen Krieges weidlich auf die „Priesterherrschaft“ in den spanischen Colonien losgehaut. Da mag es nicht unangebracht erscheinen, wieder einmal die thatsächlichen Verhältnisse zu beleuchten. Wird es wohl den liberalen Herren nicht zur Belehrung dienen, so mag es doch manchem Unkundigen über die Stichhaltlosigkeit der liberalen Schimpfereien die Augen öffnen.

Ein Hauptdenkmal der Priesterherrschaft auf den Philippinen ist das Observatorium der Jesuiten. Es gehört zu den bedeutendsten Anstalten der Art in der Welt, vermöge der Vollkommenheit seiner Einrichtungen, sowie des wissenschaftlichen und praktischen Werthes seiner Leistungen. Von spanischen Jesuiten wurde es 1865 gegründet und bedeckt mit all' seinem Zugehör 54,000 Quadratmeter. Bis 1882 waren nicht weniger als 14 Taifune in

Folge der von den Jesuiten angestellten Wetterbeobachtungen voraus angekündigt worden. Wegen derartiger Verdienste wurde die Anstalt unter dem 14. April 1884 zum Rang eines amtlichen Observatoriums erhoben, wodurch seine Beobachtungsstationen, Verbindungen, Instrumente und Arbeiten neuen Aufschwung nahmen.

Das Observatorium, 1886 in die prachtvolle Normalsschule außerhalb der Stadt verlegt, um den ungünstigen Einfluß der Umgebung auf die Instrumente zu beseitigen, besteht jetzt aus vier Abtheilungen, wenn nämlich die Leute der „Frankf. Btg.“ dieser Zwingburg der „Priesterherrschaft“ nicht ein Ende gemacht haben. Die wichtigste Abtheilung ist die meteorologische wegen ihres unmittelbaren Vortheils für die Schifffahrt in jenen von Taifunen und Cyclonen heimgesuchten Gegenden. Bloß um den Verkehr mit mehr als hundert Observatorien in aller Welt zu besorgen, ist ein eigener, vielbeschäftigter Jesuit erforderlich. Eine



ehrenvolle Anerkennung der Verdienste des Observatoriums in Manila liegt darin, daß der Kaiser von China verordnete, es sollen an dasselbe wöchentlich aus allen Observatorien des Reiches die Beobachtungen eingeschickt werden. Der Gründer dieses Stückes ‚Priesterherrschaft‘ ist Pater Faura, der einen von jedem Schiffer leicht zu benutzenden Wetter-Barometer und manche andere Instrumente erfunden und zuerst das Gesetz zur Voraussicht der Taifune entdeckt hat.

Von großer Bedeutung für jene von Erdererschütterungen heimgesuchten Länder ist dann die seismologische (Erdbeben-) Abtheilung. Auch ihre Instrumente sind von Pater Faura erfunden und verbessert. Mit ihrer Hilfe hat Pater Miguel Sabera Maso 1895 ein bahnbrechendes Werk veröffentlicht, worin er auf Grund der in 10 Jahren gesammelten Beobachtungs-Ergebnisse den Ursprung und die Gesetzmäßigkeit der Erdererschütterungen auf den Philippinen untersucht, sowie durch ausführliche Tabellen und Karten veranschaulicht hat.

Die magnetische Abtheilung hat einen 100 Meter von jedem störenden Einfluß erbauten Pavillon inne, ist ebenfalls mit den besten Instrumenten versehen und von Pater Cirera geleitet, der sich durch sein Werk über den Magnetismus auf den Philippinen in der gelehrten Welt einen Namen machte. Seine Schrift und die Abhandlung des Paters Faura über die „Sturm- und Wetterzeichen auf den Philippinen“ fanden besonders auf der Weltausstellung zu Chicago bei dem dortigen internationalen Gelehrtencongreß ehrenvolle Anerkennung. „Priesterherrschaft!“

Der Director der klimatologischen Abtheilung am Wetterbureau in Washington, W. F. R. Phillips, sagt in seinem Werke über das Klima von Cuba (Washington 1898): „Bloß auf einer Station sind meteorologische Beobachtungen in systematischer Weise gemacht und für einen längeren Zeitraum veröffentlicht worden, das ist das Observatorium des Belen-Colleges in Havana. Dieselben wurden 1859 begonnen und bis auf die Gegenwart fortgeführt. Dieses Belen-Colleg wurde von dem 1893 verstorbenen Jesuitenpater Venity Win-

nes geleitet. Der englische Schriftsteller James Anthony Froude giebt in seinem Werke „The English in the West-Indies“ (London, Longmans 1888) eine anziehende Beschreibung seines Besuches bei Pater Binnes und in dem Observatorium.

„Die Jesuiten,“ sagt er, „stehen auf der Höhe der Zeit. Es sind Männer der Wissenschaft. Auf Bitten meines Begleiters (des spanischen Statthalters) schenkte mir der Pater Binnes ein Exemplar seines Buches über die Stürme. Es enthält die Mittheilung über mühsame Reisen, die der Pater auf dem Schauplatze der auf den Antillen seit den zehn letzten Jahren angerichteten Verwüstungen machte. Der wissenschaftliche Werth dieses Werkes ist von den competentesten Autoritäten anerkannt worden.“ Was wissen oder verstehen aber davon die Culturräuber! Sie verleumden und schimpfen über die „Priesterherrschaft.“ Dafür erhielt der Pater Binnes ehrenvolle Anerkennung in der meteorologischen Abtheilung der Ausstellung zu Chicago, Ehrendiplome, silberne und goldene Denkmünzen zu Philadelphia 1876, zu Paris 1878, zu Barcelona 1888, wurde von den Ver. Staaten mehrmals um seine Gutachten in der Cyclonfrage gebeten und hat für seine volksthümliche Darstellung seiner wissenschaftlichen Wetter-Abhandlungen den Dank der Schiffsleute im Antillenmeer und dem Busen von Mexico.

Bekannt ist die Jesuiten-Mission auf Madagascar durch die unbegründeten Angriffe und Schmähungen von Seiten des „Evangelischen Bundes“ und Genossen. Ihre Sternwarte bei Tanarivo, 1490 Meter über dem Meerespiegel, ist die höchstliegende auf der Welt, unter den meteorologischen Observatorien das sechste. Im Bericht der Akademie der Wissenschaften von Paris (Sitzung vom 29. Dezember 1890) heißt es: „Die Mission von Madagascar zählt unter ihren Mitgliedern mehrere hervorragende Gelehrte.“ Dann werden 3 Jesuiten als preisgekrönt aufgezählt, darunter Pater Colin, der Director des Observatoriums von Tanarivo. Der Sitzungsbericht enthält eine ausführliche Beschreibung des Observatoriums, lobende Aner-

kennung seiner Einrichtung, Instrumente und wissenschaftlichen Thätigkeit, und schließt mit Ertheilung des Preises „Jerome Ponti“ an Pater Colin für wissenschaftliche Arbeiten, deren Fortsetzung und Entwicklung als wichtig für die Wissenschaft angesehen wird.

Im madagassischen Kriege wurden die Jesuiten von dem katholikenfeindlichen Theil der Eingeborenen vertrieben und ihr Observatorium geplündert und zerstört. Nach dem Siege der Franzosen wurde ihnen Alles zum Theil auf Staatskosten wieder hergestellt und Pater Colin zum Officier der Akademie und des öffentlichen Unterrichts ernannt. In diesem Punkte ist man in Deutschland natürlich zu gebildet und wissenschaftlich und zu liberal!

In Vorderindien bestehen Observatorien an mehreren höheren Lehranstalten der Jesuiten. Der Gründer des bedeutendsten, des meteorologisch-astronomischen Observatoriums am Jesuiten-Collegium St. Franciscus Xaverius, der Pater Lafont, erhielt 1880 den Orden vom „Stern Indiens“, wurde auf Befürwortung des englischen Gesandten, früheren Vicekönigs von Indien, Lord Dufferin, zum Officier der Akademie von Paris ernannt und 1896 zum Mitglied des Syndicats der englischen Universität in Calcutta.

Sogar bei den Negern am unteren Zambezi in Boroma besitzen die Jesuiten ein Observatorium, welches vom Pater Ladislaus Menyharth eingerichtet worden ist und seine Instrumente vom ungarischen Cardinal Haynald zum Geschenke erhalten hat. Pater Menyharth ist 1897 gestorben. Seine Anstalt

ist wohl die erste, die mit so zahlreichen und vollkommenen Instrumenten im Innern von Afrika gegründet wurde.

Genauer enthält die ausgezeichnete Zeitschrift „Die katholischen Missionen“, die bei Herder, und zwar mit 1. October lfd. Jz. in noch verbesserter Ausgabe, erschienen ist. Obige Auszüge kennzeichnen hinlänglich die Hohlheit der Ueberschrift „Priesterherrschaft“ und die Bildung und den Charakter jener Leute, welche unsere Jesuiten verleumdend und beschimpfen. Allein die Unkenntniß und Bosheit kann der Wahrheit und Gerechtigkeit auf die Dauer nicht widerstehen.

Einer der größten Jesuitenfeinde, der neapolitanische Minister Tanucci, welcher aus Politik die Aufhebung der Gesellschaft Jesu mit allem Nachdruck betrieb, gestand in einem Briefe an Marquise de Maio (6. September 1758) zu Wien: „Als vorzügliche Priester habe ich immer alle einzelnen Jesuiten kennen gelernt, mit denen ich zu thun hatte, voll Liebe, Klugheit und jeglicher christlicher Tugend.“ („Stimmen aus Maria-Laach“, 1898, VIII., über Tanucci's Briefwechsel im Archiv von Simancas.) Die Minister Pomhal, Aranda, Tunici und die bourbonischen Throne, zu deren Stärkung die Aufhebung des Jesuitenordens dienen sollte, sind gefallen. Die Jesuiten sind wieder auferstanden und gerade seit ihrer Vertreibung aus Deutschland in noch höherem Aufschwunge begriffen, und üben durch Wissenschaft, Liebe, Klugheit und jegliche christliche Tugend die echte Priesterherrschaft.

In dem silbernen Schilde des Königs Alphons von Aragonien befanden sich drei goldene Rosen und in dem Schilde, womit die Himmelskönigin ihre Unterthanen mütterlich beschützt, leuchten im wunderbaren Glanze drei Tugenden, die Liebe, Sorgfalt, Macht, drei königliche Eigenschaften, eine große Liebe zu denen, welche sie beschirmt, eine unermüdete Sorgfalt für die, welche ihr anvertraut sind und eine starke Macht gegen die Widersacher ihrer Schutzbefohlenen.

Maria hatte sich in frühester Jugend schon dem Herrn dargebracht und seinem heiligen Dienste ihr Leben geweiht. Die Grossmutter bringt ihr Himmelskind in den Tempel, opfert es dem Willen des Vaters auf und bringt sich selbst wiederholt dem Herrn dar. Ihre Lebensgeschichte ist nur eine schöne Illustration des erhabenen Gebetes: „O Jesus, dir lebe ich, o Jesus, dir sterbe ich, o Jesus, dein bin ich lebendig und todt.“

## Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt einst an die Sonnen.

Eine wahre Geschichte, erzählt von Dr. R.

Der Pfarrer F. in L. fand eines Sonntags folgendes Billet in seinem Evangelienbuche liegen: „Gestern Sonntag abend den 9. August 1851, abends 10 Uhr, wurde ich auf dem Heimwege in der Nähe des Feuersees von dem Gastwirth Heinze und dem Schmied Bergmann meuchlerisch überfallen, beraubt und ermordet. Meinen Leichnam haben die Mörder in den See geworfen. Beten Ew. Hochwürden für die arme Seele des Johann Schubert.“

Schubert kannte in L. jedes Kind; er war Hausierer, lebte in der Landeshauptstadt, kam oft nach dem Dorfe und sollte ziemlich bemittelt sein. Noch am Tage vorher hatte er von Haus zu Haus seine Waaren angeboten, im Gasthause das Abendbrot gegessen und bei Einbruch der Nacht den Heimweg angetreten.

Nachdem der Geistliche lange über dieses geheimnisvolle Billet nachgedacht hatte, ohne für alles eine genügende Quelle zu finden, begab er sich am nächsten Morgen zu dem Amtmann, um demselben den Zettel vorzulegen und zu weiterem Vorgehen ihn zu bewegen. Wer beschriebt sein Erstaunen, als er im Bureau des Amtmannes das Billet öffnete und nichts sah, als einen leeren, unbeschriebenen Zettel! Er war wie versteinert und vermochte das Räthsel nicht zu lösen.

„Es hat Ihnen wohl nur geträumt, Herr Pfarrer“, meinte endlich der Amtmann lächelnd.

„Sie irren, Herr Amtmann“, antwortete der Pfarrer ernst, „was ich Ihnen erzähle, stand Wort für Wort auf dem Zettel.“

Der Amtmann wurde stutzig; er kannte den Pfarrer schon viele Jahre und schätzte ihn als einen ruhigen und besonnenen Mann. An der Sache ist nicht zu zweifeln, obwohl darüber ein tiefes Geheimniß schwebte. Er besprach sich daher mit dem Geistlichen, was wohl zu thun

sei. Er kam dahin überein, vor allem tiefstes Stillschweigen zu beachten und in der Stille nachzuforschen.

Sofort schickte man einen zuverlässigen nach der Hauptstadt, welcher Erkundigungen einziehen sollte, ob der Hausierer am vergangenen Sonntag nach Hause gekommen sei. Der Bote kehrte noch in der Nacht zurück und meldete, daß Schubert bis jetzt noch nicht eingetroffen wäre, und daß die Seinigen sich große Sorgen um ihn machten.

Nunmehr glaubte der Amtmann nicht länger mehr zögern zu dürfen, dem Gerichte Anzeige davon zu machen. Auf diese Anzeige hin wurden der Gastwirth Heinze und der Schmied Bergmann gefänglich eingezogen. Man stellte in den Wohnungen der beiden Verhafteten Hausfuchungen an, allein ohne den geringsten Erfolg. Ebenjowenig vermochte man, trotz der eifrigsten Nachforschungen, im Feuersee die Leiche des Schubert aufzufinden. Man war nahe daran, die ganze Geschichte für leere Erfindung zu halten, und wollte bereits die Verdächtigen wegen Mangels an Beweisen aus der Haft entlassen, als endlich zwei Fischer am 23. August die Leiche des unglücklichen Hausierers entdeckten. Da der Leichnam mehrere Kopfwunden hatte, so konnte man nicht zweifeln, daß hier ein Mord vorlag.

In der linken Hand des Todten, die krampfhaft zusammengedrückt war, fand man einen Knopf. Nachdem man seitens des Gerichtes näher untersucht hatte, zeigte es sich, daß der Knopf nicht bloß den Rockknöpfen des Gastwirthes genau ähnlich sei, sondern auch an dem Rocke desselben obendrein fehlte. Der Gastwirth Heinze verlor beim Anblick des Knopfes, welcher ihm vorgelegt wurde, alle Fassung und legte ein reumüthiges Geständniß ab. Dem Schmied Bergmann konnte nun das Zeugnen

ebenfalls nichts helfen. Beide Missethäter empfangen die verdiente Strafe.

Wie war aber das verhängnisvolle Billet in das Evangelienbuch des Pfarrers gekommen und später wieder so räthselhaft aus demselben verschwunden? In dem Hause des Geistlichen lebte ein armer Verwandter desselben mit Namen Lorenz, ein etwas beschränkter Mensch, welcher allerlei kleine häusliche Arbeiten verrichtete. Er hatte eine gute Schulbildung genossen, war aber etwas furchtsam. Der junge Mann gab im Laufe der Untersuchung folgendes zu Protokoll:

„Am dem nämlichen Abend, an welchem der Hausierer Schubert um's Leben kam, hatte Lorenz das Pfarrhaus heimlich ohne Erlaubnis des Geistlichen verlassen und war nach einer unweit des Dorfes gelegenen Meierei gegangen, um einen Bekannten zu besuchen. Als er sich ungefähr um 10 Uhr anschickte, heimzukehren, wurde er unversehens Zeuge jener Greuelthat. Lorenz erkannte augenblicklich die Gefahr, hatte aber nicht Muth genug, gegen die beiden starken Männer aufzutreten. Er verkroch sich hin-

ter einen Zaun, bis die Mörder nach vollbrachter Unthat sich entfernten. Die Nacht schloß er kein Auge. Das Gewissen ermahnte ihn immerfort dem Pfarrer und dem Amtmann Anzeige zu erstatten. Er einmal fürchtete er, der Pfarrer würde ihn bestrafen, weil er ohne sein Wissen fortgegangen; sodann schämte er sich seiner Feigheit, und endlich war er besorgt, die Mordgesellen möchten, wenn seine Aussagen zu ihrer Verurtheilung nicht genügten, an ihm Rache nehmen. Nach langem Nachdenken faßte er den Entschluß, jenes Billet zu schreiben und in des Pfarrers Evangelienbuch zu legen. Bald darauf fiel ihm jedoch ein, daß er sehr unbesonnen gehandelt, indem ihn seine Handschrift verrathen müsse. Sein Gewissen war beruhigt, da er wenigstens den Pfarrer von dem Verbrechen in Kenntniß gesetzt hatte. Am andern Morgen, als der Geistliche noch schlief, schlich er sich in das Studierzimmer desselben und vertauschte das Billet gegen einen leeren Zettel.“—Nichts ist so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen.

Um so erhabener die Seele über den Leib ist, um so schmerzlicher sind die Leiden des Geistes, als die des Körpers. Außer Gott weiß Niemand die Seele besser zu schätzen, kennt Niemand mehr den Werth derselben, als die Mutter desjenigen, der durch sein ganzes Leben auf Erden sein Wort am Kreuze bewahrheitete: Mich dürstet nach dem Heile der Menschen, mich verlangt, die Seeelen zu retten.

Der selige Joachim Piccolomini aus dem Servitenorden litt an einem furchtbar schmerzlichen Uebel viele Jahre mit wahrhaft heldenmüthiger Geduld. Endlich wollte Maria, die in dem langen Leiden stets sein Trost gewesen, ihren Diener nicht mehr länger unbesorgt lassen. Sie erschien ihm in einer Nacht in wunderbarer Schönheit und reichte ihm zwei Kränze dar; einen von purpurrothen Rosen zum Lohne der durch lange Krankheit und vieles Leiden ausgestandenen Marter, den andern

von blendend weißen Lilien, seine durch das ganze Leben unverfehrt bewahrte Keimigkeit zu schmücken. Sie sprach zu ihm: Nun sollst Du auf immer getränkt werden, komme in jene Herrlichkeit, welche ich Dir von meinem göttlichen Sohne erbeten habe, und zwar darfst Du sterben an jenem Tage, an welchem mein Jesus am Kreuze vollendete!

Was bei den Alten nur Wahn gewesen, ist Wahrheit bei uns Christen, die geistigen Rosen des heil. Rosenkranzes helfen und trösten die armen Seelen. Darum gebt mit vollen Händen euren Eltern und Freunden geistliche Rosen, bestreut mit ihnen die Gräber eurer Lieben, legt nieder auf ihre Hügel den heil. Rosenkranz, und Maria, die Mutter der armen Seelen, gerührt von eurer Liebe, wird nicht bloß die Surigen in dem Reinigungsorte trösten und erlösen, sondern auch euch vor dem Fegfeuer schützen und bewahren.

## Großvater und Enkel.

(Fortsetzung.)

### 4. Vor Gericht.

**N**ier Tage nach den eben erzählten Ereignissen waren die zahlreichen katholischen Bewohner der Stadt Preston in nicht geringer Aufregung. Preston trägt nämlich seinen Namen (abgefürzt aus Priesttown, d. h. „Priesterstadt“) nicht umsonst; seine uralte, dem heiligen Wilfrid geweihte Pfarrkirche mit dem burgähnlichen Thurme, welcher erst in unseren Tagen wegen Baufälligkeit abgetragen wurde, reichte in das erste Jahrhundert von Englands Befehrung zurück. Stets haben sich seine Einwohner der Kirche treu bewährt. Auch nach den traurigen Tagen Heinrichs VIII. galt die Stadt als der Mittelpunkt der Katholiken Lancashire's und wird heute noch „das englische Rom“ genannt. Daher begreifen wir es, daß seine Bürger an den Gerichtsverhandlungen, welche sich zumeist mit widerspenstigen Katholiken befaßten, in jenen Tagen der blutigen Katholikenverfolgung regen Antheil nahmen. Zahlreich strömten sie in der That nach der alten „M o t h a l l“, der Gerichtshalle, und die weite Straße zwischen ihr und dem Fischertore (Fishergate) war mit Neugierigen angefüllt. Schon seit einer Stunde standen die Galerien zum Brechen voll und noch immer drängte man sich durch das Thor, dessen Schwibbogen ein Osterlamm mit der Umschrift „Princes pacis“ (Friedensfürst) zierte — gewiß ein passender Schmuck für eine christliche Gerichtshalle, der heute noch von dem frommen Sinne der katholischen Erbauer Zeugniß ablegt.

· Graf Derby, derselbe, der wenige Jahre später in dem Blutgerichte über Maria Stuart urtheilte, William Chatterton, der Asterbischof von Chester, Sir Edmund Drafford und andere Glieder der von der Königin eingesetzten Commission hatten sich zu den vierteljährlichen Sitzungen eingefunden, und der zu erledigenden Fällen waren wahrhaft nicht wenige. Dank der

zahlreichen Spürhunde Elisabeths, welche jedes Haus umlauerten! Der alte Spruch: My house is my castle — Mein Haus ist meine Burg —, auf den sonst die freiheitsliebenden Engländer so stolz waren, galt nicht mehr, seitdem Heinrich VIII. die päpstliche Tiara seiner Krone beigefügt und seitdem seine würdige Tochter die Katholiken zu Tode hezte. So erschien denn auch heute wieder eine lange Reihe von Angeklagten, welche für das Anhören der heiligen Messe oder auch nur für die Nichttheilnahme am protestantischen Gottesdienste zu unerschwinglichen Geldbußen, zu Gefängniß und Ruthenstreichen verurtheilt wurden.

Doch nicht um dieses bis zum Ueberdruße gewohnter Schauspieler willen hatten sich die Bewohner Prestons und seiner Umgebung in so großer Zahl in die Gerichtshalle gedrängt und folgten nun schon mehrere Stunden dem einförmigen Gange der Verhandlungen.

„Sie kommen nicht mehr vor, Gebatter Clayton“, sagte ein stämmiger Schustermeister ärgerlich zu seinem Nachbarn. „Gleich schlägt es drei Uhr, und dann werdet Ihr sehen, geht der Bischof von Chester — Gott verzeihe es mir, wenn es eine Sünde ist, daß ich ihn so nenne — nach seinem Quartier, der Mitre Tavern, um seine Mahlzeit einzunehmen; denn die will er zur gewohnten Stunde haben.“

„Heute muß er warten, verlaßt Euch darauf, Meister Booth“, erwiderte der Angeredete. „Sie kommen ganz sicher vor; ich weiß es von meiner Base, dem Weibe des Gefangenwärters in der Friary. Sie sind bestimmt und auf dem Zettel, und mit Euren Augen werdet Ihr sie sehen — geduldet Euch nur noch eine kleine Weile!“

„Wen erwartet Ihr denn so sehnsüchtig?“ fragte eine hohe, verschleierte Frauengestalt, die hart an der Galeriebrüstung neben den beiden ehrsamem Bürgern stand.

„Ja, wen sonst, als diejenigen, um derenent-

willen die Halle so gesteckt voll ist — den jungen und den alten WORTHINGTON“, sagte der Schuster. „Doch halt, da geht es los — hat nicht der Schreiber eben ihren Namen genannt?“

In der That war der Name am Gerichtstische gelesen worden, und alle Hälse reckten sich in die Höhe, und aller Augen waren auf den eintretenden Knaben gerichtet, der mit edlem Anstande die Estrade bearat, sich vor den Richtern verneigte und seinen Platz auf der Anklagebank einnahm. Ein theilnehmendes Geflüster lief durch die Reihen der Zuschauer.

„Netter Junge, auf mein Wort!“ sagte Mr. Clayton zu seinem Gewatter, der ihm leise erwiderte: „Es ist eine Schande, daß man Kinder wie diesen Flachskopf vor Gericht stellt.“ Dann wurde es so stille im Saale, daß man das Knistern des großen Kaminsfeuers hören konnte.

Der zwölfjährige Knabe wurde aufgerufen. Graf Derby, der Vorsitzende, befragte ihn über den Aufenthalt seines Oheims; allein zum Staunen aller Anwesenden erwiderte der Knabe wie folgt: „Euer Lordschaft verzeihen, wenn ich auf keine Frage antworte. Meine Wächter haben mich seit gestern in der Frühe hungern lassen, und nun nöthigten sie mich vor einer halben Stunde zum Weintrinken. Ich weiß wohl, weshalb sie das thaten: sie wollten mich betrunken machen, daß ich im Rausche Fragen beantworten möchte, die ich nicht beantworten darf. Aber Gott sei Dank, ich bin noch wohl bei Sinnen, wiewohl mir recht elend zu Muth ist, so daß ich Euer Lordschaft bitte, keine weitere Frage an mich zu stellen.“

Lautes Murren von den Galerien verurtheilte diese niederträchtige Behandlung des Knaben.

Da erhob sich Graf Derby und verlangte Ruhe unter der Androhung, sonst die Halle von den Zuschauern räumen zu lassen; dann wandte er sich an John und sagte mit freundlicherer Stimme, als sein durchdringendes Auge erwarten ließ, zu dem Knaben: „Kind, man gab dir den Wein zur Stärkung, und nun sage uns offen, wo dein Oheim zu wohnen pflegte, damit wir nicht zu schärferen Maßregeln greifen müssen.“

„Ich kann aber nicht — ich fühle mich zu elend“, erwiderte John, der sich in der That nur mit Mühe aufrecht zu halten vermochte. Der Graf sah es und ließ ihm etwas warme Milch bringen. Die Sache war den Commissären sehr unlieb, und sie schauten sich sichtlich verstimmt an. Da glaubte William Chatterton, der Bischof von Chester, die Gelegenheit gekommen, zu Allgemeinem Nutzen und Frommen eine seiner Tiraden gegen das Papstthum loslassen zu können.

William Chatterton war das Modell eines Prälaten, wie sie Elisabeth für ihre neugeschaffene Staatskirche wünschte. In hohem Grade charakterlos, froch er vor dem Hofe und suchte sich durch eifrige Verfolgung der Katholiken den allmächtigen Ministern Cecil und Walsingham zu empfehlen. In seinem Privatleben aber hatte er nur den einen Wunsch, das reiche Einkommen seines Bisthums in Ruhe zu verzehren. Mit näselnder, schnarrender Stimme begann dieser Mann über die Verkommenheit des Papstthums zu reden, welche wie im allgemeinen an allem Unheil auf Erden, so auch im besondern an dem Starrsinne und der Verborbenheit dieses zarten Schäffleins seiner Heerde schuld sei. „Doch die Frömmigkeit Ihrer Majestät, unserer allergnädigsten, jungfräulichen Königin, die Gott allezeit bewahren möge,“ fuhr er sich tief verneigend und das Barett lüftend fort, — „die Fürsichtigkeit des Geheimen Rathes, wie nicht minder des gegenwärtigen königlichen Commissärs, meines Lords, des Grafen von Derby, und der andern Herren Mitcommissäre — meiner Pflicht und Hirtenorgfalt nicht zu denken — ist es zuzuschreiben, daß wir uns entschlossen haben, gegenwärtiges, durch einen römischen Beliaspaffen und seine eigene Mutter verführtes und vergiftetes Kind an uns zu nehmen und im Lichte des reinen Evangeliums zu erziehen. Tritt denn heran, mein Knabe,“ wandte er sich jetzt an John, der sich inzwischen etwas erholt hatte, „hier ist das Gotteswort, die Bibel; kniee nieder, lege deine Linke auf das Buch und schwöre mit erhobener Rechten, daß du meine Fragen ohne jegliche Hinterlist und Restriction beantworten werdest.“

„Wie kann ich das thun, da ich nicht einmal die Fragen kenne, welche Ihr an mich stellen wollt?“ fragte der Knabe.

„Aber mein Sohn, wenn du die volle Wahrheit sagen willst, so darfst du den Schwur unbedingt leisten,“ drängte der Prälat.

„Ich werde niemals lügen,“ sagte der Knabe; „aber was mir und meinen liebsten Freunden Schaden bringen könnte, brauche ich nicht zu sagen, wie mir meine Mutter erklärte.“

„Gut, so schwöre wenigstens, das der Wahrheit gemäß zu sagen, was niemanden schaden kann. Du darfst doch zum Beispiele wohl schwören, daß das Taschentuch, welches ich hier in der Hand halte, ein Taschentuch sei?“ fragte Chatterton.

„Gewiß darf ich so etwas nicht mit einem Schwure bekräftigen; denn ein solcher Eid wäre ja unerlaubt, weil er ohne wichtigen Grund geleistet würde.“

Ein lautes Lachen füllte die Gerichtshalle; sogar die Commissäre nickten sich schadenfroh zu, daß der Bischof von einem Kinde im Katholizismus so meisterlich in die Enge getrieben wurde. Chatterton biß sich auf seine dicke Unterlippe und warf einen verlegenen Blick auf den Grafen, der sich behaglich den Bart strich und keine Miene machte, dem Manne zu Hilfe zu kommen. Nun suchte der Prälat seine Schlappe durch eine Fluth von Schmähungen zu verdecken, indem er die Katholiken verkappte Wiedertäufer schalt, die jeden Eid als unerlaubt betrachteten.

Graf Derby machte diesem Zornergusse dadurch ein Ende, daß er selbst das Verhör wieder aufnahm. Er versicherte den Knaben, er würde ihm keine Frage über seinen Dheim mehr vorlegen, wenn er ihm verspräche, in Zukunft dem protestantischen Gottesdienste beizuwohnen. Das lehnte aber John mit Entzückung ab. Der stattliche Mann mit der schweren goldenen Kette auf dem dunkeln Sammetwamse versuchte es nun, mit dem lockendsten Versprechen, das er machen konnte.

„Gehe nur ein einziges Mal in die protestantische Kirche,“ sagte er, „und ich fordere gar nicht, daß du dem Prediger glaubest, — so will ich dich unter meine Pagen aufnehmen,

und der Weg zu Ehre und Ruhm ist dir gebnet.“

Das Anerbieten war in der That lockend; denn mit dem Grafen Derby konnten sich wenige unter den Großen Englands an Rang, Reichthum und Ansehen messen. Gespannt harrten die Zuhörer auf die Antwort des Kindes und die verschleierte Dame faßte zitternd nach der Brüstung der Gallerie. Aber John bedachte sich keinen Augenblick; seine Wünsche waren ja auch ganz andere, als weltliche Ehre: „Lieber wollte ich, der katholischen Kirche treu, betteln gehen, edler Graf,“ sagte er, „als mit der Schuld des Abfalles beladen an Eurem erlauchtem Hofe Eure Ehren theilen.“

Da hielten sich die zahlreich anwesenden Katholiken nicht länger; laute Zeichen des Beifalls wurden gehört, und von der Seite her, wo die verschleierte Dame stand, rief eine Stimme: „Bravo, John!“ Die Stimme mußte dem Knaben wohl bekannt sein; denn er wandte sich leuchtenden Blickes, und das scharfe Kinderauge hatte rasch die Mutter unter ihrer Verhüllung entdeckt. Aber nur einen Augenblick sah er die liebe Gestalt; dann trat sie mit einer leichten Handbewegung grüßend hinter eine Säule, bevor der Blick eines Richters oder Häfchers sie entdeckte.

Die Commissäre eilten nun zum Abschlusse; denn sie fühlten, welch ungünstigen Eindruck für ihre Sache das kluge und standhafte Benehmen des Knaben auf Katholiken wie auf Protestanten ausübte. Nach kurzer Berathung verurtheilten sie den Knaben wegen Halsstarrigkeit gegen die Gesetze zur Haft in einer Strafanstalt, bis er dem protestantischen Gottesdienste beizuwohnen wolle. Dann wurde John abgeführt.

Jetzt folgte eine Scene anderer Art. Nochmals verlas der Gerichtsschreiber den Namen Worthington, und der Großvater des Knaben, welcher eben also heldenmüthig für seinen Glauben gezeugt hatte, trat oder wankte vielmehr unsicheren Schrittes vor die Schranken.

Sir Richard war nach dem verhängnißvollen Besuche beim Obersheriff in der Nacht noch den weiten Weg nach Hause geritten. Kurz vor Tagesanbruch erreichte er Blainsco = Hall,

schloß sich sofort in sein Zimmer ein und suchte Ruhe und Schlaf auf seinem Lager. Aber umsonst; die Aufregung seines Geistes besiegte die körperliche Müdigkeit und jagte das Blut fieberisch durch seine Adern. Hundertmal sagte er sich vor: „Du hast nur deine Pflicht gethan,“ und hundertmal strafte ihn sein eigenes Herz Lügen. Denn sah er wieder den verachtungsvollen Blick des Sherifs, der sich wie ein kalter Stahl in seine Seele senkte, und eine Stimme in seiner Brust sagte ihm das einzige Wort: „Judas!“ Der unglückliche Greis, dessen Gewissen nach der That furchtbar erwachte, wälzte sich auf seinem Lager hin und her und suchte das Geschehene zu vergessen. Andere Bilder traten vor sein geistiges Auge, aber keine tröstlichen. Er sah den Sohn, den er verrathen hatte, in den Händen der Häfcher, und er begleitete ihn in Gedanken vor die Richter, in die Folterkammer und auf das Blutgerüst. Schauernd wandte er sich ab und stöhnte: „Ich mußte ja, ich mußte! sollten wir denn alle verderben? und suchte abermals den Schlaf, der seine Lider kloß.“

Müde und abgehehrt erhob er sich endlich von seinem Pfühle, zog die schweren Vorhänge von seinem Fenster weg und schaute in den trübten Wintertag hinaus. „Weiß, weiß, alles weiß,“ murmelte er vor sich hin, — „und deine weißen Haare sollen dich erinnern, daß deiner Tage . . . t mehr viele sein können, hat sie gesagt. Wie kalt läuft es mir durch die Glieder. Bin ich nicht krank?“ Der Greis trat vor den Spiegel und starrte seine welken, von weißen Haare umrahmten Züge an. „Wie schlaff, wie aschgrau!“ stammelte er und wandte entsetzt seine Augen von dem Spiegel ab. „Und hier, hier brennt es wie Feuer,“ seufzte er, die Hand auf seine Brust legend. Aber es ist doch nicht Krankheit, es ist bloß — Aufregung. Ich will vergessen, was einmal geschehen mußte; dann wird es besser werden. — Nein, ich bin nicht krank!“

Und er suchte zu vergessen. Trotz des schlechten Wetters ließ er sich sein Pferd vorführen, ritt von Nachtgut zu Nachtgut in der Runde, beschaute die weiten Saathfelder, die jetzt unter der wohlthätigen Schneedecke schlum-

merten, die gefüllten Speicher, die reichen Stallungen, das stolze Haus und alles, was sonst sein Herz erfreute; allein jetzt fand er keinen Genuß. Heimgekehrt, eilte er wie von Furien getrieben von Zimmer zu Zimmer und stieß überall auf Erinnerungen an seinen Enkel, der ihn seines Grufses nicht würdig hielt, an seine Schwiegertochter, die ihn an den nahen Tod mahnte, an seinen Sohn, den er verrathen hatte. Er ging in ein feuerfestes Thurmgemach, wo in eisernen Truhen Gold und Silber lag; aber der rothe Glanz des Metalles that ihm wehe, und die Stimme in seiner Brust sagte: „Judas — die dreißig Silberlinge!“

Sir Richard setzte sich nun an das Kaminfeuer in der großen Halle; aber auch hier hielt er es nicht lange aus. Die Bilder der Ahnen schauten so furchtbar ernst, wie er sie nie gesehen, auf ihn herab, als wollten sie ihm zurufen: „Verräther!“ Der Greis suchte nun in guten Vorsätzen seine Ruhe; er wollte es vermeiden, den protestantischen Gottesdienst zu besuchen; er wollte seinen Enkel doch im Geheimen katholisch erziehen; er nahm sich vor, eine bedeutende Summe an die Armen zu vertheilen.

Die Nacht war hereingebrochen und der alte Tom brachte seinem Herrn den Schlastrunk. Zu seinem Erstaunen lud ihn Sir Richard, zum erstenmale in seinem Leben, ein, sich zu ihm zu setzen und den Becher mit ihm zu theilen. Er fürchtete sich auf dem einsamen Zimmer. Kopfschüttelnd gehorchte der Diener, vor sich himmelmelnd: „Setz glaube ich beinahe, was man unten in der Gesindestube munkelt — das ist eine Aenderung vor dem Tode.“ Diesen Abend sprach der alte Herr dem Weine mehr als gewöhnlich zu, und sie saßen bis nach Mitternacht beim Glase; er wurde rebselig und erzählte endlich dem ehrlichen Tom die Erlebnisse des vergangenen Abends. Allein statt Billigung bei dem Manne zu finden, der bis jetzt nie gewagt hatte, einen Tadel gegen seinen Herrn auszusprechen, fand er diesmal unverhehlte Entrüstung. Mit Thränen in den Augen wollte er dem Herrn den Dienst künden, als heftiges Pochen am Hauptthore seinem Worte zavor-



fan. Ein Diener meldete den Untersheriff; zwei Minuten später war Sir Richard verhaftet. Noch las er in dem Verhaftbefehle den Grund: „Ein verkappter Papist und dringend verdächtig, die Flucht seines Sohnes, eines römischen Messpaffen, durch Täuschung der Obrigkeit ermöglicht zu haben“ — dann fiel er bewusstlos in seinen Lehnstuhl zurück. Der Sherif bewachte ihn diese Nacht und führte ihn des andern Morgens gefangen nach Preston.

Furchtbar war das Erwachen des alten Mannes, der soeben noch eine Centnerlast auf sein Gewissen lud, um vor dem Gerichte sicher zu sein, und der sich nun in seinen eigenen Schlingen gefangen sah. Es ist begreiflich, daß dieser Schlag die Lebenskraft des Greises bedenklich erschütterte. Nur zu wohl wußte er, daß in jenen Tagen auch bei bloßem Verdachte des Hochverrathes zur Folter geschritten wurde — was sollte aus ihm werden? Angst und Schuldbewußtsein machten ihn beinahe wahnsinnig, und so sehen wir ihn bebend und in furchtbarer Aufregung vor seinen Richtern stehen.

Die Anklage wurde verlesen und durch die Aussage Sir Edmund Traffords und des Untersheriffs erhärtet; die Bethuerung, es sei wirklich seine Absicht gewesen, seinen Sohn den Richtern zu überliefern, fand keinen Glauben, weckte aber wohl bei den Richtern wie bei den Zuhörern das Gefühl des Abscheues. Nochmals forderte Graf Derby den Angeklagten zu einem offenen Geständnisse auf; so nur könne er der Strafe des Hochverrathes entgehen.

„Aber so wahr ich hier vor Euer Lordschaft stehe,“ jammerte der Greis, „ich weiß es nicht.“ Dann stürzte er seinen Richtern zu Füßen, beihauerte seine Unschuld und wie er ja alles gethan, um den Gesetzen zu entsprechen, wie er die Predigt des lautereren Wortes besuche und sich allem fügen wolle, was Ihre Majestät von ihm verlange.

„Sagt uns, wo Euer Sohn ist,“ wiederholte der Graf, „wenn wir Euren Bethuerungen glauben sollen.“

„Aber ich weiß es nicht,“ stöhnte der Alte in Todesangst.

„So besinnt Euch bis morgen, und ich rathe Euch, daß Ihr es dann wißt, sonst möchtet Ihr mit Skavingers Tochter' unliebsame Bekanntschaft machen.“

Skavingers Tochter war eines der gefürchtetsten Folterwerkzeuge, das auch auf deutschem Boden in den schrecklichen Hexenprozessen Hunderten von Opfern Ströme von Blut und Todeschweiß erpreßte und das in der grausamen Priesterhehe unter Elisabeth ausgiebig angewendet wurde. Bei der Nennung dieser Folter stieß Sir Richard einen gellenden Schrei aus und raufte sich die greisen Haare. Auf einen Wink des Vorsitzenden wurde er abgeführt und der Graf schloß die Sitzung mit dem gewohnten Rufe: „Lange lebe die Königin!“

„Lange lebe die Königin!“ wiederholten die Commissäre; aber nur wenige Stimmen von den Galerien theiligten sich an dem Rufe. Schweigend und tief ergriffen verließ die Menge die Gerichtshalle.

Draußen auf dem Platze, auf den sich bereits die Dämmerung gelagert hatte, sagte Mr. Clayton, der Töpfermeister, leise zu seinem Gevatter: „He, was meint Ihr? Mir hat der Junge das Herz im Leibe herumgedreht, und was er sagte, hat mir besser gethan als zehn Predigten. Nun lasse ich mich wieder gerne um des Glaubens willen strafen und schinden.“

„Ja, ja,“ sagte der Schuster, „und der Alte — wer sollte glauben, daß sie vom selben Stamme wären? — hat uns auch eine Predigt gehalten, so über den Judas, meine ich. Für alles Leder in der Welt möchte ich nicht in seinen Schuhen stecken. Gute Nacht! Man darf sich so etwas heutzutage nur in die Ohren sagen.“

Die beiden Meister trennten sich. Mr. Clayton war aber kaum in die nächste Gasse eingebogen, da trat aus dem Schatten eines Hauses die verschleierte Dame auf ihn zu, die er neben sich auf der Galerie gesehen hatte.

„Ihr seid ein Katholik und ein Ehrenmann, wie ich glaube,“ rebete sie ihn an. „Könntet Ihr der Mutter des jungen WORTHINGTON eine Zusammenkunft mit dem Gefängnißwärter der Priary, Euren Anverwandten vermitteln?“

„Seid Ihr Lady Worthington?“ fragte der Töpfer. „Gott segne Euch, gnädige Frau! Folget mir, das wird sich schon machen lassen.“

„Heute Abend noch?“

„In einer Stunde.“ Und die beiden schritten durch Gassen und Gäßchen, bis sie ganz nahe an der Ringmauer in ein kleines Häuschen traten.

Inzwischen war es völlig Nacht geworden. Schweigend ragten die alterthümlichen Giebel und Thürme zum dunkeln Himmel empor, von dessen Bogen zahllose Sterne in funkelnder

Pracht auf die kalte Erde herniederschauten. Ob der kleine John in seinem Kerker sie sah, und ob er des Liebes gedachte, das sie den schützenden Engeln verglich? Ganz gewiß wachten zwei über seinem Boose: ein himmlischer, der heute das Glaubensbekenntniß des Knaben mit leuchtenden Schriftzügen in das Buch des Lebens eingetragen hatte, und auch ein sichtbarer auf Erden, der alles aufbot, ihm Trost und Ermuthigung und womöglich die Freiheit zu bringen — die liebe Mutter.

(Fortsetzung folgt.)

Wenn der heil. Bernhard das betrachtende Gebet die Speise der Seele nennt, so ist die andächtige Betrachtung des Lebens der hl. Jungfrau, ihrer Freuden und Schmerzen, ihrer Liebe und Barmherzigkeit, ihrer Gnaden und Wunder eine geistige Speise.

Ein wahres Sprichwort heißt: Der gerade Weg ist der beste. Die Liebe zur Muttergottes ist der Weg, der ohne Seitenwege, ohne Nebenstraßen, ganz gerade zu seinem Ziele, zu Jesus führt. Dies Ziel ist eine göttliche Bestimmung, darum bleibt es unverrückt, unveränderlich und ewig. Der gerade Weg ist immer auch der kürzeste und darum kommt man durch Maria am schnellsten zu Gott. Verehere die heilige Jungfrau, sagt der heil. Bernhard, und in kurzer Zeit wirst du der Freund Jesu Christi sein. Nichts bringt schneller zu Jesus, spricht der heil. Ephräm, als die Liebe zu seiner gebenedeiten Mutter.

Nach Jesus erkennt Niemand den Hochwerth einer Seele so sehr, als Diejenige, welche ihm am nächsten steht, als Maria. Sie war Zeuge von dem, was der Herr für die Seelen that und litt; sie sieht die Seelen roth vom göttlichen Blute, mit dem sie erkaufte sind; sie gab als Mutter den Sohn, während der Sohn sein Leben für die Seelen gab; darum erstreckt sich auch die Liebe ihres Herzens auf den Reinigungsort, darum ist sie eine liebende Mutter der armen Seelen im Fegfeuer.

Das Weib im Evangelium, welches mit solchem Eifer, so rastlos und unablässig den verlorenen Groschen sucht, alle Ecken des Hauses ausschaut, alle Winkel des Zimmers auskehrt, ist daher nur ein schwaches Bild von der Liebe Mariens zu den Seelen im Fegfeuer, die sie, wenn auch nur auf einige Zeit verloren hat, die sie vom Himmel von ihr und ihrem göttlichen Sohne getrennt, in den Flammen leiden sieht. — Sie brennt vor Liebe zu diesen Seelen, weil sie gar wohl eingedenk ist der Worte ihres göttlichen Sohnes, daß er jeden Trunk Wassers ihm zu lieb gegeben, mit des Himmels ewiger Freude belohnen werde. Da er aber selbst am Kreuze schmerzlich gerufen hat: Mich dürstet! mich dürstet nach Seelen, wie der hl. Alphonsus erklärt, also auch nach den im Fegfeuer leidenden Seelen, wird Maria nicht auf alle mögliche Weise sich bemühen, seinen Wunsch zu erfüllen und seinen Durst zu stillen?

Maria liebt die armen Seelen, denn sie hat selbst gleichsam ein Fegfeuer durchgemacht und durchgelitten, nicht als Strafe für ihre Sünden, deren sie keine gehabt, sondern um Mitleid mit uns zu haben, um ihren Beruf als die Trösterin der Betrübten zu stärken.

Haben Judith und Esther das jüdische Volk von dem Untergange erretten können, um wie viel mehr kann Maria, die gnadenvolle Himmelskönigin, diejenigen vom Verderben bewahren, welche mit kindlich frommem Glauben und Vertrauen auf ihre Fürbitte hoffen!